

3. Jahrgang. • Heft 5. • August 1904.

Oberschlesien

• • Zeitschrift zur Pflege • •
der Kenntnis und Vertretung
der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von

Dr. phil. Zivier.



Verlag von Gebrüder Böhm, Rattowitz O.-S.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Einige Schriftstücke aus der Zeit des ungarischen Aufstandes unter Tököly (1680) und des Türkenkrieges 1683. Mitgeteilt von Dr. E. Zivier, Pleß .	289
Die Anfänge der Malapaner Hütte. Zum 150 jährigen Jubiläum des Werkes. Von Sirius	301
Zigeunerfahrten in Oberschlesien. Von E. Tischbierck, Bentzen O.-S. .	305
Burgruine Karpenstein bei Landeck. Schilderung von Bruno König . .	317
Die beste Medizin. Von Erna Dierck, Weifersdorf (Mähren)	326
Im Hüttenpark. Von Bernhard Schäfer, Zabrze	331
Ein Beitrag zur Zigeunerplage in Oberschlesien. Von M. Dworski, Ober- Lagiewnik	332
Ständchen. Von Marie Oberdieck, Breslau	334
Tronbadourlied. Von Marie Oberdieck, Breslau.	335
Entfremdet. Von Marie Oberdieck, Breslau	336
Herbstfreude. Von Marie Oberdieck, Breslau	337
Der Berggeist. Von Carl Klings, Schöneberg bei Berlin	338
Umschau. Oberschlesien im Juli 1904. Von B. B.	346
Chronik	360

Nachdruck und Übersetzung sämtlicher Artikel verboten!

3. Jahrgang. • Heft 5. • August 1904.

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint
monatlich einmal.
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3,—.
Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.-S.,
entgegen.

Einige Schriftstücke aus der Zeit des ungarischen Aufstandes unter Tököly (1680) und des Türkenkrieges 1683.

Mitgeteilt von
Dr. E. Zivier, Pleß.

I.

Kaifer Leopold war es beschieden, während seiner langen Regierungszeit manch heißen Kampf mit den Nachbarn des Reichs, aber auch mit seinen eigenen Untertanen zu führen. Die schwersten folgen für das Deutsche Reich hatten bekanntlich seine Kriege mit Ludwig XIV. von Frankreich. Unter Aktenstücken, welche sich im fürstlich Pleß'schen Archiv befinden und sich auf die Tököly'sche Rebellion, wie auch auf den Türkenkrieg, soweit diese Ereignisse auch auf Oberschlesien einen Einfluß ausgeübt haben, beziehen, befindet sich auch ein Lob- bezw. Spottgedicht auf Ludwig XIV. und Kaiser Leopold, aus dem zu ersehen ist, daß mancher von des Kaisers Untertanen seinem Gegner mehr Glück gewünscht hat, als ihm selbst. Das interessante Gedichtchen hat folgenden Wortlaut:

„Es sei weit und breit
Kron Frankreichs Tapferkeit.
Gott wende Glück und Heil
Nur auf des Louis Teil.

Es steige mehr und mehr
 Des Louis Ruhm und Ehr,
 Es leb in Sieges Pracht
 Kron Frankreichs List und Macht.
 Europa rühme nun,
 Was die Franzosen tun.
 Es ist voll Hilf und Rat
 Franzö'scher Kriegs-Estat.

Des Kaisers Krieges-Macht
 Sei für und für veracht.
 Auf Leopold vor allen
 Soll lauter Unglück fallen.
 Des Adlers heller Glanz
 Wird noch verschwinden ganz.
 Des Leopoldi Kriegen
 Muß immer unterliegen.
 Nur Leopold allein
 Wird ganz verhasst sein.
 Was Leopold beginnet,
 In kurzer Zeit zerrinnet."

Bei dieser Gelegenheit sei noch auf ein gleichfalls unter diesen Akten befindliches lateinisches Pasquill aufmerksam gemacht, unter dem Titel: „Dialogus Pasquinii et Morphorii“, welches über Johann Sobieski, den König von Polen, welcher dem Kaiser Leopold bei dem Entsatze von Wien Hilfe geleistet, über die polnische Königin, Maria Kasimira, den Prinzen Jacob, den polnischen Hof und die einzelnen Palatine in kurzen Aussprüchen den Spott herniederträufeln läßt. So heißt es vom Prinzen Jacob, dem Sohne Sobieskis: „Stultissimus ego sum virorum et sapientia patris non est mecum“. Auf die königliche Familie wird der biblische Vers vom Herrscherstabe Juda's in der veränderten Form angewandt: „Auferetur regnum de Juda et sceptrum de domo Jacob“. Vom Bischof von Krafau heißt es: „Quomodo hic pastor bonus est, qui plus diligit canes, quam oves et agnos?“ Mit Bezug auf den Hofmarschall heißt es: „Amica veritas, amica crux, sed magis amica Venus“ u. s. w. Das Pasquill schließt mit dem höhnischen Ausruf des Morphorius: „Sancte Leopolde, ora pro nobis“.

Das Vorhandensein solcher und anderer Schmähgedichte, die allerdings nicht hier entstanden sind, beweisen immerhin unzweifelhaft, daß man auch in Oberschlesien sich für dieselben interessierte und daß man im Geheimen

sie nicht ohne Schadenfreude lesen mochte. Die offiziellen Schriftstücke jedoch athmen eine patriotische Stimmung. Zwar freut sich der Standesherr von Plesß, als die Kriegsvölker Johann Sobieskis auf ihrem Zuge gen Wien, wohin sie zur Unterstützung Leopolds eilen, den Weg nicht durch seine Herrschaft nehmen, aber die Genugthuung darüber, daß er und seine Untertanen dadurch von den vielen Unbilden verschont geblieben sind, welche der Durchzug auch einer verbündeten Soldateska in jener Zeit einem Lande zu bringen pflegte, wird ihm niemand verargen können oder gar als unpatriotisch auslegen. Von einer echten Entrüstung über die dem Kaiser und dem Reiche angetane Schmach zeugen die Worte eines höhern Teschener Beamten „über die französischen hochtrabenden Propositionen und Konditionen“, die Ludwig XIV. anno 1680 in Regensburg durch seinen Gesandten vortragen ließ und die unter anderem dahin gingen, daß der Dauphin von Frankreich zum Römischen Könige gekrönt werden möge.

In den Landen Leopolds herrschte jedoch nicht überall Ruhe und Zufriedenheit. Besonders waren es die Ungarn, welche, durch die Strenge erbittert, mit der Leopold die Gegenreformation bei ihnen durchsetzte, sich gegen ihn empörten, die große ungarische Rebellion in Scene setzten und durch ihre Verbündung mit den Türken den großen Türkenkrieg heraufbeschworen und den Kaiser dadurch in solche Verlegenheit versetzten, daß er die Gefahr nur durch große Opfer, die er im Westen Ludwig XIV. und Frankreich gegenüber bringen mußte, zu bewältigen imstande war. Schon 1670 hatte sich infolge der gewaltsamen kaiserlichen Maßregeln zur Unterdrückung des Protestantismus in Ungarn und vielfacher Verletzungen der ungarischen Landesprivilegien in diesem Lande eine Verschwörung gebildet, an deren Spitze die vornehmsten Magnaten, Zriny, Frangipani, Nadasdy 2c. standen, die jedoch rechtzeitig entdeckt und deren Führer hingerichtet wurden. Mehr Erfolg hatte die von dem jungen Grafen Emmerich Tököly angezettelte Empörung, welche durch die spätere Verbindung mit den Türken den Osten des damaligen Europas für eine Reihe von Jahren in Aufregung versetzte. Leopold suchte ein Bündnis mit Johann Sobieski, dem Könige von Polen, und beide wollten hierfür auch noch die Zaren von Moskau (serenissimos Moschorum czaros) gewinnen. Der ungarische Aufstand und der auf diesen folgende Türkenkrieg waren durch die Nähe der kriegerischen Operationen und besonders durch die Wichtigkeit des Jablunkapasses für einen größeren Völkerkrieg für Oberschlesien von ganz besonderer Wichtigkeit. Auch konnten die Kriegsvölker Sobieskis nur durch Oberschlesien nach Ungarn oder in die Nähe von Wien gelangen, welchen Weg sie auch tatsächlich wählten. (Bekanntlich hat Sobieski bei seinem Durchzuge durch Oberschlesien auch dem Gnadenbilde von Deutsch-Pieskar einen

Besuch abgestattet.) Daraus erklärt es sich, daß man dem Fortgange der ungarischen Empörung und den Ereignissen des Türkenkrieges in Oberschlesien großes Interesse entgegenbrachte; hing doch das eigne Wohl und Wehe in hohem Maße von der Entwicklung dieser Ereignisse ab. Mit besonderem Eifer mußten aber die Vorgänge des Kriegsschauplatzes von den an der Grenze von Ungarn und in der Nähe des Jablunkapasses gelegenen Landgebieten, dem Herzogtum Teschen und der Standesherrschaft Pless, beobachtet werden. Abgesehen von einigen Patenten des Oberamts in Breslau, von Abschriften offizieller hochpolitischer Schriftstücke, bestehen daher auch die weiter mitzuteilenden Schriftstücke aus Korrespondenzen der höheren Teschener und Plessener Landesbeamten. Augenscheinlich ist nur ein Teil dieser Korrespondenzen erhalten; sie geben daher kein vollständiges Bild der Kriegsergebnisse an der oberschlesischen Grenze, sie sind immerhin jedoch als Dokumente der Zeit interessant genug und besonders mancher Details wegen, das sie enthalten, einer Veröffentlichung für würdig zu erachten und werden im folgenden zum Teil ihrem Inhalte nach, zum Teil im Wortlaute wiedergegeben.

Nr. 1.

1680. 9. Juni. „Raptim in oppido Juki.“ Emericus Thöckeli, Graf von Kaisersmark, perpetuus zu Arva und derselben Grafschaft Obrister und ewiger Graf, auch der vor Gott und das Vaterland streitenden Ungarn General gibt dem Andreas Sebastian, Bischof von Siebenbürgen und Probst zu Cölisch, „ein geborenen hungarisch Kind“, der als Abgeordneter (an den Kaiser) in Angelegenheit des Ungarlands und der Adelschaft reist, einen Geleitbrief. — Abschrift.

Nr. 2.

1680. 14. Juni. Teschen. Johann Friedrich Larisch an Andreas Renatus Wisotzky, Gräfllich Promnitzschen Rat und der Herrschaft Pless wohlverordneten Kanzler.

„Wohl edler und gestrenger insonders hoch geehrter Herr Gevatter. Dessen vom gestrigen dato an mich abgelassenes Schreiben wegen des Hungarischen Rebellen-Rumors habe ich in der Nacht wohl erhalten. Nun berichte ich hierdurch, daß nicht ohne wie von Anfang dieser Wochen von etlichen Orten Zeitungen eingelaufen, daß die Rebellen in 4000 aus dem Eipptauischen Distrikt sich gegen Silein gewendet, auch das Sunnegksche Schloß Budation (Budiatin?), angesehen er, Herr Sunnegk, nicht in loco gewesen, überfallen, auf etlich hunderttausend Thaler baar Geld, Kleinodien, Gold, Silber weggenommen, auch sonst mit der Frau Sunnegkin übel

gehauset, daß sie kaum im Hemd davonkommen; auch sonst andere Schlösser, Höfe und Pfarrhöfe spoliret. Vorgestern erhielt ich abermal andere Zeitungen, daß die Rebellen, in 3000 zur Silein ständen und umb ihr Geld zehren thäten; zu was vor einem Ende, könnte man nicht wissen. Gestern früh schreibt der Herr Leutnant Schneeweiß an seinen Hauptmann von Bornstadt anhero, daß seine 2 Kundschafter mitbracht, wie das die Rebellen bereits in eßlich 100 zum Neustädte und eßlichen Dorfschaften stünden und sollten noch aus anderen 8 Dörfern die Unterthanen zu ihnen stoßen und intentioniret sein die Jablunka und Jaworzinker Schanzen zu attaquieren. Er hatte aber noch andere 2 Kundschafter außen. Was nun dieselben mitbringen würden, wollte er weitere Parte geben.

Weilen nun die Schanzen und das Gebirge fast leer von Völkern, indeme die Pässe und Wege durch die Slowaken im Winter wieder eröffnet worden, hat der alhiefige Herr Hauptmann die Hälfte seiner Compagnie die Besatzung verstärken lassen. Man auch sonst, so viel in Eil beschehen mögen, in 300 Mann von Land und Städten ins Gebirge kommandiret, um gleichwohl einigen Ruf zu machen. Was nun etwa heunt oder morgen weiter einlaufen wird, giebt die Zeit. Welches also zur Nachricht melden und verbleiben wollen meines hoch geehrten Herrn Gewatters dienstwilliger Diener

Johann Friedrich Larisch." — Original.

Nr. 3.

1680. 23. Juni. Bielitz.

P. P.

„Demselben entdecke hiermit, daß die Rebellen abermaligen Raub aus Mähren gebracht, und zu Eiptau anjeho austeilen. Haben eine Lust in Schlesien. Der Paß über das Salzgebirge, so lange Herr Podstarosta wohlmeinend ist, auch kontinuierliches Bedenken, die polnischen Grenzen nicht zu betreten, die Rebellen führen möchte, wäre noch verschlossen. Sonst höret man, daß zwischen Kaschau und Eperies etliche 1000 Rebellen stehen, auch gegen Levenecz sich mit Türken und Tataren conjungiret. Der Herr Graf Tököli aber sei noch nicht aufgebrochen. Dem Herrn Casper Sunegß haben die Rebellen wegen eines Sunegßschen Dieners, so den buditinischen Schatz oder im Keller verwahrte Gelder und Preciosa verraten und deshalb zu Eiptau inkarzeriret, ein Dorf Humetz abgebrannt. Herr General Strasoldo ist hinter Mouran (?) in einem Orte von den Rebellen belägert, bittet von den Bergstädten Succurs, kann aber in his augustiis communibus keinen erlangen.“ — Abschrift.

Nr. 4.

1680. 24. Juni. Oszandnicza. Georg Demel an Johann Liefson Kommandanten über die Wybranzen.

P. P.

„Habe meines Herrn Geliebtes heute nachmittag als ich von Krasno zurückkommen, erhalten, worauf berichte, daß meine 2 Boten sind zurückgekommen von Silein, der dritte ist noch hinterstellig, welche mir diese Post gebracht, daß der Szohaida noch in Silein mit seinen Leuten lieget, aber er handelt nicht also grausam drinnen, als die Vorigen, wiewohl auch täglich von den Andern 20 auch 30 Pferde von Staryhrad (Altstädte) hereinkommen, muß man ihnen genug Fressen und Saufen geben. Ja sie haben in Silein so gehauset, und noch, daß unsere Leute schon nicht bei Hause können bleiben, sind auch 26 Wagen gestern daher geflohen, mit Weib und Kinder und sind heute über den Berg nach Zywez (Seibusch) geflohen Der Herr Kapssanski der wehret sich mächtig auf dem Schloß u. s. w.“

In einem Postskriptum heißt es u. a. „Tököli soll um Divin sein“, in einem zweiten Postskriptum: „Der Bakos ist mit seinen Leuten in Bergstädten, wie man vorgiebet, daß er Schömnitz sollte abgebrannt haben, der Hodnad Trenczani ist in Turzlandel.“ — Abschrift.

Nr. 5.

1680. 24. Juni. Schloß Bielitz. Gottfried Retsch an Mathias Wienzeß, der freien Standesherrschaft Pleß wohlbestellten Steuer-Einnehmer.

„Edler wohlgeehrtester, großachtbarer und wohlbenamter, hochgeehrter Herr Bruder; demselben verhalte nicht, daß gleich anizo (tit: pleniss:) Herr Bischof von Podogradzie aus Ober-Ungarn anhero kommen und mich mündlich berichtet, was Gestalt er gleich von hier nach Preßburg, zu Ihrer fürstl. Gnaden Herrn ungarischen Erzbischof, und von dort nach Hofe zu Ihrer Kaiserl. und Königl. Majestät, umb die von Herrn Graf Theokoeli begehrten conditiones pacis facilitiren zu helfen reiste und große Hoffnung hätte, den unruhigen Zustand in Ungarn bestillen zu helfen. Er sagte noch dieses, daß noch 5 Wochen Zeit wäre, die Sachen zu componiren, dann hernach würde sich der König in Polen, welcher seinen Prinzen zum König in Ungarn zu machen laborierte, immiscieren, und eine große Zerrüttung, (weil auch andere Potentaten, so ich nicht nennen mag, wie er gesagt) contra Ihre Majestät eine Alliance schließeten und in vielen angrenzenden Ländern entsteht.

Von Neusohl ist Post eingelaufen, als wann den 20. hujus um Glock 9 Vormittag die Festung oder Gräniz-Haus Leventz von theils Rebellen und an sich gezogenen Türken, als einen Dezier und 2 Bassen, auch 11 Stücken von Ofen belägert worden, und wären erstlich 20 fahnen Reiterei hernach die Janitscharen gefolget, wollten nach Eypugnirung Leventz, auf die Festung Jillef gehen; ich will aber, obzwar solche Zeitung von einer bekannten Person, so gestern von Neusohl kommen, und noch dieses dabei berichtet, daß er gesehen, daß die zu Schemnitz wegen solcher Post ihre Stadt-Thore zugeschlossen, noch nicht glauben. Wegen des Salzgebirges eröffne, daß Herr Nitch selbst gesehen, was Herr Podstarosti zu Seibusch, (als Herr Caspar freiherr von Sunnegk nebst etlich anderen auf 50 Pferde stark über selbtes Gebirge nach Seibusch gereiset) in Meinung, es wären Rebellen, in geschwinder Eile 600 Mann aufgetrieben und den Paß verwehren wollen, was aber auf dem Salzgebirge, so vier hohe Berge und in die 2 Meilen Weges sich erstreckt, 600 Mann stets stehen sollten, würde zuviel Unkosten erfordern, sondern es sind nur Wächter ausgesetzt und die Seibuscher Untertanen sein in Bereitschaft, den Paß auf Nothfall zu defendieren. Ich vermeine, daß dieser Paß wohl solange, bis Herr Tököli, sich dem König in Polen nicht untergiebet und der polnische Prinz zum ungarischen Könige nicht erwählet wird, wohl sicher sein wird.

P. S. Der Tököli steht noch bei der Teiße, und erwartet Kaiserliche Resolution durch Herrn Bischof von Podegradzie Vermittelung." — Original.

Nr. 6.

1680. 26. Juni. Bielitz. „P. P. Berichte, daß allhier Post von Sillein eingelaufen, wasgestallt die Rebellen nach Starigrad (Altstädtel) hinauf sich begeben und den Tököli, so nebst dem Petroczi sich moviren soll, erwarten wollen, sonstn höret man auch, daß in Zathmar eine Rebellion entstanden. Herr General Caprara stehet zu Eperies.“ — Loser Zettel.

Nr. 7.

1680. 28. Juni. Pleß. „Reisende, so aus Hungarn über Bielitz kommen, berichten, daß der Graf Tököli noch hinter der Teiße auf Türkischem Gebiete stehe und habe einen Stillstand von St. Joh.-Tag an auf fünf Wochen, sich auch zum Vergleich nochmals angeboten, wiewohl der Türke mit dem Accommodament nicht zufrieden, auch die 500 000 fl. ung., so ihm von den Rebellen zu geben versprochen worden, nicht acceptiren, sondern die Huldigung und jährlich 300 000 fl. von dem Grafen Tököli und denen andern haben will, dargegen er gemelten Grafen Tököli vor einen Großfürsten in Hungarn zu erklären und ihm allen Schutz und Hilfe

zu leisten sich angeboten, welches aber gemelter Herr Graf noch nicht einzugehen gesunnet, sondern nochmals bei Ihr. Kai. Mai. sich zu accomodiren sucht, deswegen auch ein Bischof aus Siebenbürgen albereit einem Abgeordneten von der Fürstin Ragotzin zu Ihrer Kai. Mai. gereiset, selbst dahin zu bewegen, damit diese Unruhe gestillet werde und die Malcontenten nicht ganz auf Türkische Seite geraten möchten. Der Suhayda soll von Sillein weg und mit 1200 Mann unter das Schloß Orawa gerückt sein, welcher nebenst dem Bakosz aller Orten Geld presset, und wo sie nicht bekommen mit Plündern und Rauben Städte und Dörfer ruiniren. Sonsten schäzket man diese Streifparteien so capabel und stark nicht, daß sie dem Ruf nach sich eines Einfalles in Schlesien unterstehen sollten, wiewohl in Ungarn sie auch keinen Widerstand finden und nach ihrem Gefallen haushieren und herumstreifen; und da man nicht vigilant sein möchte, dörfen sie wohl einen Hazard wagen.“ — Notiz auf losem Zettel.

Nr. 8.

1680. 14. Juli. Ohne Ortsangabe. Obristleutnant Tim an Herrn Oberkommissarius (von Fragstein). „Hochgeehrter Herr Bruder. Gestern Abends bericht mich Leutnant Beck von der kleinen Schanzen, wie daß die Rebellen ein Meil Weges von dar stünden zu Skolita, und weilen das Dorf nicht mit ihnen halten wollte, wollten sie es in Brand stecken, derer 300 zu Fuß und 100 zu Pferd stark. Die Pauern sein abermal der Vorpost entlaufen, auch sollen die kleinen und nicht die großen Pauken gehört sein worden, dahero zu mutmaßen, der Wesselini (statt dieses Namens stand „Tököli“, welches weggestrichen) bei ihnen sein werde, welcher gemeiniglich 2000 Mann stark bei denen zu gehen pflegt. Gleich jetzt bekomme Kundschaft, daß die Rebellen heunt Nachts von Tschatscha weg und gegen Sploni gerucket. Wann also was Volk in Anzug wäre, wolle der Herr Bruder darob sein, womit es jenseit Teschen verlegt werden möchte, weil hier groß Mangel an Brot und Haber, welches man doch baar bezahlen will, auch womit der Herr Landeshauptmann statt des Landvolkes ein paar hundert Wybranzen werben lassen wollte, weil die ersteren ein verzagt Volk.“ — Abschrift.

Nr. 9.

1680. 14. Juli. Teschen, in höchster Eil, um 8 Uhr. W. Heymann¹⁾ an Renatus Wisokky von Hohenbaum, Kanzler der Standesherrschaft Pless. „Wohledegebormer und Gestrenger, hochgeehrtester Herr Gevatter und vertrautester Herr Bruder. Auf dessen schriftliches Verlangen berichte in

¹⁾ Wenzel Heymann war Fiskal des Herzogtums Teschen.

dienstl. Gegenantwort, daß erst gestern zwischen 8 und 9 Uhr Abends von denen anhero von der großen Schanzen gekommenen Musketieren und feldscher die gewisse Nachricht eingelaufen, daß am Freitage um die Vesperzeit ein Einfall über das Gebirge bis auf Mostau von denen Rebellen geschehen. Erstlichen ist ein junger Kerle, scharlach-roth gekleidet, mit einem kostbaren federbusch und einen silbernen Pöskan in der Hand tragend, ganz stille mit 400 Mann über das Gebirge gegangen, die verlorene Schildwacht, ohne einzigen gegengetanen Schuß, von 7 Personen stark, von der Geymannischen Compagnie niedergehauen, nachmals die Vorwacht eben auf diese Weise angegriffen, todtgeschlagen, theils sehr verwundeter liegen lassen, und der roth gekleidete Kerle mit vierzig Mann zu Rosse an die Schanzen kommen und bis hinein hinter den Schlagbaum gedrungen, darauf als diese Schildwache erst geschrien, der Feind, der Feind wäre da, ist der Schlagbaum zugezogen und Lärmen gemacht worden. Inzwischen haben die vierzig Kerle den Schlagbaum, weil alle Ärte mitgehabt haben, aufschlagen wollen. Weil sie es aber nicht vermochten und die in der Schanzen Feuer auf sie zu geben anfangen, haben sie fünf Palissaden mit Gewalt umgeworfen und also die Flucht genommen. Ob jemand beschädigt worden, kann man nicht wissen. Darauf ist der Obriste-Wachtmeister Graf Schallenberg mit 300 Mann ausgefallen und ihnen nachgeeilet. Kunnte sie aber nicht erjagen, als das sie 15 Pferde, welche die Rebellen verlassen, eingebracht haben. Inmittelft weil dieses oben vorgegangen, sind 200 Rebellen zu Roß und Fuß bei der Lomma im Thale auf des Eisons¹⁾ Wallachen gleichesfalls gefallen. Die Vorwacht, weil sie gleich Holz auf die Nacht zu brennen gehauen, umringt und bald niedergehauen, auf die 4—500 Wallachen und Landvolk einen Angriff getan und etliche darvon niedergeschossen, worauf sich die Unsrigen in die Flucht begeben, daß man bis dato keinen zu Gesicht bekommen mögen, Eison aber mit 80 Wallachen sich in die Schanzen retiriert. Die Rebellen sind hingegen fortgegangen und haben zu Mostau den Podeschwa und den Schwiez ausgebrannt, einem Korporal, der mit 2 Gefreiten Brot gebacken, den Kopf abgeschlagen; die 2 Gefreiten aber sind verloren, und vermutet man, daß sie selbige, weil ihre Hüte gefunden sind worden, werden gefänglich mitgenommen haben. 50 Kerle sind nicht weit von Witalischow über einen Berg kommen und haben Jablunkau in Brand stecken wollen, denen des Obrist-Wachtmeisters von Franken Leutnant, welche dem Herrn Obristen-Leutnant Tim die Nachricht, was vorgelaufen, gebracht, bald im Hinaufreiten auf die Schanzen in die Hände kommen wäre, retiriret sich aber zurücke und machet Lärm

¹⁾ Wohl identisch mit Johann Eieson, Kommandanten der Wybranzen, oben Nr. 4.

zu Jablunkau, worauf sie sich zurückzogen und wieder bis auf Tschatze (Csacsza) gegangen sind. Diese Nacht hat der Obriste-Leutnant Tim mit vier Kompagnien Reitern und seinem Fußvolk einen Einfall auf die Rebellen, welche unter der alten Schanze bis gegen der Tschatze gestern den ganzen Tag kampirten und in die 2000 stark einen Anschlag auf die große Schanze gehabt haben, gethan, welche, nachdem sie die aus der großen Schanze durch einen Schuß aus dem Stücke gegebene Losung gehört haben, konfuse die Flucht genommen, etliche Pferde, ihren Proviant und andere Sachen im Stiche gelassen. Ob aber einige Gefangene eingebracht sind worden, weil die Reiterei selbige verfolgt, kann 3. Zt. nicht gewußt werden. Obiges aber ist zwischen 3 und 4 Uhr morgens per Posta durch einen Korporal von der Pornstädtischen Compagnie anher gebracht worden. Bisher haben wir uns zwar noch nicht sonderlich zu fürchten, kommt aber der Schwarm des Tököli nach, so gnade uns Gott. Indessen ist die von den Rebellen in der Schanze den Unsrigen gethane Pravade (Bravade) nicht allerdings rühmlich, daß sie so sicher und die Schlagbaum offen gelassen haben auch unsere Waldsinken die Flucht genommen. Stößet der Wesselini und Bakosch zum Petroczi, so ist genug Gefahr vorhanden, welche Gott in Gnaden abwenden wolle, denn sie werden in diesem Erbfürstentume (d. h. in Teschen,) darauf sie dem Vernehmen nach ihre Schwerter wehen, überaus barbarisch mit den Leuten handeln. Gestern ist Hauptmann Sommerfeld gegen Bielitz, Hauptmann Knie aber gegen Friedek auf das Gebirge Beskid, allwo durch vor 3 oder 4 Wochen die Rebellen den Einfall getan in Mähren, marschieret. Wird was Mehreres einlaufen und nur Gelegenheit sein zu berichten, will ich gerne der Sachen eigentliche Beschaffenheit, berichten, denn hiesige Kanzleien sind immer mit Berichten nacher (= nach) Breslau beschäftigt. Kommen aber meine Leute nacher Pleß und weiter in Polen gelaufen, so wird es Zeit sein einzuspannen. Ehender will ich mich von hier, bis bei obhandener großen Gefahr, nicht moviren, ungeachtet gestern abends Herr Mar Jagosch samt seiner ganzen familie schon durchgegangen ist, heute aber Herr Buchhalter und andere fortgehen wollen.

Vor die überschriebene Zeitungen sage ich meinem hochgeehrten Herrn Bruder gehorsamen Dank und kann derselbe den Wein je eher je besser abholen lassen, ehe mein Bruder, welcher unter dienstlich selbeten resalutirt, denselben nacher Breslau schickt. Uebrigens verbleibe u. s. w.

P. S. Weil der Boten von dem Herrn Kommissario fragstein ist aufgehalten worden, ist inzwischen vom Herrn Obristen-Leutnant Tim andere Nachricht wie beiliegend zu sehen, eingelaufen.¹⁾

¹⁾ Siehe oben Nr. 8.

Die von den großen Schanzen anhero gekommenen *fourir*-Schützen aber berichten wiederum anders, daß bei dem Einfall viel von den Rebellen *capemieret* und zehn gefänglich eingebracht wären worden, daher sie gerne eiserne Bänder vor sie haben und Schmiede hinauf mitnehmen wollten.

Wer wahr redet, weiß selbst nicht, dieweil die Zeitung bald so, bald contrar einlaufen. Tefchen ut supra um 3 Uhr Nachmittage." — Original.

Nr. 10.

1680, den 14. Juli Tefchen. „P. P. Vor die mir übersendete Zeitungen sage ich hierdurch schönen Dank und berichte entgegen, daß die Rebellen vorgestern gegen Abend um 5 oder 6 Uhr auf des Eisons Wacht getroffen, Feuer auf die *Wybranzen* und das bei sich gehabte Landvolk gegeben, dieselbe also gleich von einander getrieben, daß der Eison mit etlich bei sich gehabt die Flucht in die Schanze nehmen müssen" u. s. w. — Abschrift.

Nr. 11.

1680, 14. Juli Eperies. „P. P. Der Graf Tököli ist mit seinem Lager vorgestern nur eine kleine Strecke Weges von hier gestanden und weicht mit mählichen, und weiß man nicht, was solches bedeutet, er rucket aber des Tages nur eine und zum höchsten zwei Meilen, also daß man nicht erdenken kann, was hierdurch sein eigentliches Intent sein möge. Von unserer Arme höret man nichts. Diejenigen, so in Mähren einen Einfall gethan, haben die unsrigen attrapiret und 150 Mann davon niedergemacht, auch ihren Kommandant blessiret. Ohnerachtet aber solcher Niederlage sind sie doch mit der Beute davongegangen und nicht weit von hier vorbeimarschiret.

Man meint, daß sie jetzt ohngefähr Kaschau stehen, hierbei aber gehet der Ruf, als wären die Siebenbürger zu ihnen gestoßen und wollte man mit gesammter Macht daraufgehen. Zudem will verlauten, als sollte ein französischer Abgesandter zu Siebenbürgen ankommen sein, was aber er in commissis haben möchte, kann man nicht wissen." — Abschrift.

Nr. 12.

1680. 17. Juli. Tefchen. W. Heymann (Fiskal des Erbherzogtums Tefchen) an R. Wisotzky v. Hohenbaum, Kanzler der Standesherrschaft Pless. „Wohledegeborener 1c. Vor die überschickte Novellen lege meinem

hochgeehrtesten Herrn Bruder ich unter dienstschuldigsten Dank. Von hier weiß ich diesmal nichts sonderliches zu berichten, als daß sich die Rebellen bis gegen Neustädte gezogen haben, auf welches heutige Nacht ein Ausfall bewerkstelliget sollen werden. Ob es effectuirt worden ist, erwartet man alle Augenblick die Nachricht. Gott gebe, daß es mit guter Wirkung geschehen wäre. Sonsten berichte confidenter, daß man geheime Nachricht hat, daß Herr Tim seine Leute hier beordert. Sobald er in der Stille einen Fourirschützen anhero schicken wird, selbst alsobald mit der Bagage bis Troppau rücken sollen, zu welchem Ende er auch vorgestern die Fähnle herein, gestern aber die Soldatenweiber anher geschickt, und dem Ansehen nach, wenn halb und halb not sein wird, sich mit den Völkern retiriren werde. Herr Landeshauptmann mit den Vornehmsten der Stadt (Tesch) stehen auf dem Sprunge und H. Commissari auch, daher ich auch der letzte nicht sein will, weil ich sonst mit meinem Laufen nichts ausrichten dürfte. Mit unsrer Defension ist alles verloren, indeme sich auf den gemeinen Pöbel nicht zu verlassen ist, sonderlich wann die Häupter durchgehen wollen. Die Soldaten würden auch schauen, wo sie ein Loch finden möchten. Vorgestern haben die Rebellen dreimal einen Angriff auf die Wache auf dem Berge Beskid getan gegen Friedeck, sind aber repoussirt worden. Was ferner passiren wird, will ich berichten oder aber selbst überbringen, weil ich hiesigen Defensionsanstalten nicht allerdings trauen mag. Bitte daher meinen hochgeehrtesten Herrn Bruder, wie auch Herrn von Felde, dem ich mich gehorsamlich empfehle, sie wollen mir die Gnade erweisen und mir und meinen Leuten nebst der Frau Angelfin auf etliche Tage einen Aufenthalt in dem Lendzinischen Vorwerke (Lendzin, Kreis Pleß) vergönnen, bis daß ich mir in Polen allwo ein Stellchen bestellen möge. Worbei ich mich unterdienstl. empfehle u. s. w.

P. S. Der Wein 2½ Eimer wird morgen folgen. Das andre Fäßle von 2½ Eimer wird H. Wientzel schwerlich nehmen, wie er mir heute in aller früh geschrieben, es sei denn, daß es ihm heute schmecken möchte.“ — Original. — Das Schreiben trägt noch den Vermerk: „Cito, cito“ und ist auch, laut Präsentat, dem Empfänger am Abend desselben Tages zugestellt worden.

Die Anfänge der Malapaner Hütte.

Zum 150jährigen Jubiläum des Werkes.¹⁾

Von
Sirius.

Der Krieg zerstört nicht nur, er schafft durch seine mannigfachen Bedürfnisse auch Werte. Insbesondere hat das Eisengewerbe dem Kriege, sei es des Menschen gegen das Tier oder der Menschen unter sich, seine Entstehung und bis zum Beginn des Maschinen-Zeitalters auch seine mächtigste Förderung zu danken.

Auch die staatliche Eisenhüttenindustrie Schlesiens ist aus der Not des Krieges geboren, und hauptsächlich war das, weit entfernt vom eigentlichen oberschlesischen Industriebezirk und den übrigen staatlichen Montan-Unternehmungen gelegene Eisenwerk *Malapane*, das am 20. August d. J. sein 150jähriges Bestehen feiern konnte, dazu bestimmt, der Armee Friedrichs des Großen in dem von ihm schon frühzeitig als unvermeidlich erkannten großen Kriege (1756—1763) einen erheblichen Teil der Munition zu liefern. In seinem politischen Testament vom 27. August 1752 sagt der König: „Ich lasse gegenwärtig an der Verdoppelung der Munition arbeiten (100 Kugeln auf das Geschütz) und die Zahl auf das Doppelte bringen“. Gerade um diese Zeit aber versagte das Hochofenwerk des Herrn von Jänisch auf Lasowitz bei Kreuzburg, das bis dahin kontraktlich zur Munitionslieferung an den Staat verpflichtet war. Nun hieß es rasch Rat schaffen, und der König ordnete kurzer Hand den Bau eines Hochofens zum Kugelguß auf Staatskosten in Schlesien an. In Betracht kamen die Wartenbergische und die Oppelnische Gegend. Letztere wurde auf den Bericht des Oberforstmeisters *Rehdantz* gewählt. Der Not der Zeit ist es auch zuzuschreiben, daß die Gründung des neuen Hüttenwerks, dessen Grundstock die vom Fiskus angekaufte Mühle des Bauern *Ozimek* am linken Malapaner-ufer zwischen Krascheow und Schodnia bildete, weit glatter von statten ging, als dies sonst bei dem ungemein vorsichtig und genau rechnenden König und seinen ebenfalls um jeden Pfennig feilschenden Finanzräten der Fall war. Ja, es geschah das Ungewöhnliche, daß der König, dem sonst alle Kostenanschläge zu hoch waren, die *Rehdantz'schen* Anschläge über die

¹⁾ Quellen: Dr. *Fechner*, Geschichte des schlesischen Berg- und Hüttenwesens in der „Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen im Preussischen Staate“, Bd. 49 und 50. — Dr. *Fechner*, ebendasselbst, Bd. 43. — *Genßen*: Denkschrift zur Feier des 150jährigen Bestehens der Königlichen Hütte zu Malapane.

Bau- und Betriebskosten der Malapaner Hochöfen — denn der König hatte bald noch den Bau eines zweiten befohlen — für zu niedrig befand und die Besorgnis äußerte, daß für die 8300 Taler, welche Rehdtanz ausgerechnet hatte, nichts ordentliches werde hergestellt werden können. Es charakterisiert den sparsamen Geist der friedericianischen Zeit Preußens, daß Rehdtanz die ihm gebotene Gelegenheit, aus dem Vollen zu wirtschaften, durchaus nicht freudig ergriff, sondern nur zögernd und nach mehrfachen Einwänden sich dazu verstand, teurer zu bauen. Sein neuer „berichtigter“ Anschlag kam auf 12032 Taler. Die Betriebskosten eines jeden Hochofens berechnete er zu rund 8410 Talern für's Jahr, die Einnahme von beiden zu 9611 Talern, den Gewinn zu 2789 Talern, wenn aber Stabeisen fabriziert würde, zu 4902 Talern.

Rehdtanz stach die Plätze zu den Gebäuden selbst ab, leitete das Graben und Legen der Fundamente und besorgte die Vorlagen für die Zimmerleute. Ende Juni 1754 war die „Hütte zu Malapane“ als solche fertig, Ende August wurde der erste Hochofen angeblasen. Der erste Hochofenmeister war ein gewisser Kolisko aus Turawa. Die Arbeiter waren zumeist aus der Mark, aus Sachsen und vom Harz herangezogen. Sie und die „Hüttenbediensteten“ (Beamten) besaßen Freiheit vom Militärdienst und von Einquartierung, Freiheit von Grundsteuer und von Nahrungsgeld, Freiheit des Ankaufs der notwendigsten Lebensbedürfnisse. Sie genossen den königlichen Schutz gegen jedermann und mußten ihrerseits Treue, Ehrlichkeit, Gehorsam und unverdrossene Arbeit geloben. Um den aus der Fremde herangezogenen Arbeitern Unterkunft zu verschaffen, wurden Kolonien bei den Hüttenwerken gegründet, in denen die Angesiedelten alle möglichen Vorteile und Freiheiten genossen. Gleichwohl hielt es schwer, sie in dem damals noch sehr unwirtlichen Oberschlesien festzuhalten. Sie stellten beständig neue Ansprüche, ein Teil zog wieder in die Heimat zurück, und dieser Wechsel sowie die Schwierigkeit des Zusammenarbeitens der auswärtigen deutschen Arbeitskräfte mit den einheimischen polnischen trug viel zu den mißlichen Verhältnissen bei, in denen sich die Hüttenwerke im Oppelnischen Jahrzehnte hindurch befanden. Geradezu tragikomisch gestalteten sich diese Verhältnisse, als bald nach der Inbetriebsetzung des Hochofenwerks die Stahlfabrikation eingeführt werden sollte. Das Malapaner Roheisen hatte sich von Anfang an als von sehr guter Beschaffenheit erwiesen. Der Gedanke lag daher nahe, auch Stahl daraus zu machen und das Monopol Schwedens und der Steiermark in Schlesien zu brechen. Der Stahlschmied Kätzl aus Straßburg i. E. und der Feilenhauer Ammon aus Breslau befanden als Sachverständige das Malapaner Eisen als für die Stahlerzeugung sehr geeignet, versprachen, gute Stahlschmiede besorgen

zu wollen, und vergaßen nicht, für ihre eigenen Personen einträgliche Posten bei der neuen Fabrikation in Vorschlag zu bringen. Dem sparsamen Rehdantz mögen sich wohl bei den Reise- und Lohnkosten, welche die biedereren Sachverständigen aufsetzten, die Haare gestäubt haben, aber es wurde alles bewilligt. Der junge Käßel warb in Saarbrücken den verheirateten Stahlmacher Groll und zwei Stahlarbeiter an und brachte sie auf mancherlei Umwegen, da der Ausbruch des Krieges nahe war, nach Malapane. Die Reise hatte noch 113 Taler mehr gekostet, als Käßel berechnet hatte. Groll hatte außerdem in seiner Heimat Schulden, die der fiskus bezahlen mußte. Als er nun in Malapane ans Werk gehen sollte, stellte sich heraus, daß er nur Rohstahlmacher war, aber vom Recken und Raffinieren des Stahles nichts verstand. Da man keinen Reckschmied hatte, war nichts anzufangen, und Groll erhielt Fei ergelder. Das ging so während der sieben Jahre des Krieges. Danach wurde in ganz Schlesien eine große Streife nach Stahlschmieden unternommen, jedoch ohne Erfolg. Man wandte sich ins Cleve'sche, aber die dortigen Stahlarbeiter waren alle vereidigt und wurden nicht fortgelassen. Ziemlich spät kam man auf den Gedanken, doch erst einmal zu erproben, ob Groll denn auch nur Rohstahl werde machen können. Dieser erklärte nun zum Entsetzen des Dezerenten, er sei wohl ein tüchtiger Rohstahlmacher, aber aus schlesischem Eisen könne kein Mensch einen guten Stahl machen. Eine Probe, die er lieferte, wurde denn auch von dem Breslauer Schlossermeister Springer für untauglich erklärt. Nun hatte man genug von der Stahlfabrikation und trachtete nur noch danach, den teuren Groll loszuwerden. Aber Groll war schon alt und wollte nicht fort, und so gab man ihm denn eine Stelle in der Kolonie.

Der um die Malapaner Hütte so hoch verdiente Rehdantz erlebte für seine Person wenig Freude an dem Werk. Man hatte ihm, dem das Amt als Oberforstmeister ohnehin genügend zu tun gab, mit der Leitung des Hüttenwerks eine Aufgabe zugemutet, der er naturgemäß nicht gewachsen sein konnte. Von Jahr zu Jahr blieb er mit den Erträgnissen, die er abliefern sollte, im Rückstande; in den Geheimnissen seiner Rechnungsführung vermochten sich die Berliner Herren nie zurecht zu finden, und so regnete es Monita. 1766 starb der vielgeplagte und von der Domänenkammer entschieden zu hart angefaßte Mann.

Es muß hier, wo nur von den Anfängen der Malapaner Hütte die Rede sein soll, davon abgesehen werden, auf die weitere Entwicklung des Werkes und den mannigfachen Wechsel in seinen Betriebseinrichtungen näher einzugehen. Nur kurz sei daher erwähnt, daß zu der Roheisenerzeugung und Gießerei bald eine verhältnismäßig rentable Stabeisenherstellung mittelst Frischfeuern trat. Die Stahlfabrikation wurde 1784 von neuem

versucht, 1789 aber wiederum eingestellt. 1881 wurde die Fabrikation von Temperstahl aufgenommen, 1897 eine Martinofenanlage in Betrieb gesetzt. Das Walzwerk ging aus dem 1793 von Dembihammer nach Malapane verlegten Blechhammer hervor; es wurde hauptsächlich Schwarzblech, doch auch Weißblech hergestellt. Im Jahre 1809 wurde eine Gewehrfabrik angelegt, in der Läufe, Bajonette und Ladestöcke hergestellt wurden. Nach dem Befreiungskriege, als größere Anforderungen an die Schußwaffen gestellt wurden, denen man in Malapane ohne kostspielige neue Einrichtungen nicht entsprechen konnte, schloß die Armaturfabrik allmählich ein. Die Malapaner Maschinenwerkstatt leistete schon sehr frühe Vortreffliches. Die aus ihr 1827 hervorgegangene Kettenbrücke über die Malapane in der Straßenlinie Oppeln—Guttentag war das erste größere Bauwerk dieser Art in der preussischen Monarchie. In den fünfziger und sechziger Jahren nahm die Maschinenfabrik einen ungeheuren Aufschwung. Trotz beständiger Erweiterung der Anlagen mußten viele Bestellungen wegen Überhäufung mit Arbeit abgelehnt werden. — Zur Zeit umfaßt das Eisenwerk Malapane eine Stahlgießerei, eine Eisengießerei mit Putzerei und Modelltischlerei, eine Walzengießerei und mechanische Werkstätten. In dem Etatsjahre 1902/1903 wurden 569 Tonnen Eisengußwaren und 724 Tonnen Stahlgußwaren erzeugt. Die Maschinenfabrik erzeugte 680 Tonnen im Werte von 221 532 Mark. Die Belegschaft belief sich auf 280 Mann. Das Werk erforderte einen rechnungsmäßigen Zuschuß von 51 089 Mark. Wenn hierbei auch in Betracht zu ziehen ist, daß das genannte Jahr für die Eisenindustrie ganz allgemein ein überaus schlechtes war, so daß auch die königliche Hütte in Gleiwitz einen Zuschuß von 233 103 Mark erforderte, so bereitete doch die ungünstige Lage der Hütte und ihre Abhängigkeit von den Wasserverhältnissen der Malapane einer Prosperität dieses Werkes so schwere Hemmnisse, daß der Gedanke einer Herabminderung der Selbstkosten durch Vereinfachung des Verwaltungsapparates und engere Angliederung an die Gleiwitzer Hütte nahe lag. Nachdem seit zwei Jahren das Hüttenamt Malapane der Oberleitung der Direktoren des Gleiwitzer Hüttenamtes unterstellt ist, erhält es vom neuen Etatsjahre ab einen gemeinsamen Etat mit Gleiwitz. Die Konstruktionsentwürfe und die technische Korrespondenz werden auch für Malapane in den Gleiwitzer Bureaus besorgt. In den Betriebsanlagen zu Malapane sind einschneidende Änderungen geplant; zunächst wird die Stahlgießerei umgebaut werden.

Bei dem Jubiläum der Malapaner Hütte geziemt es sich, namentlich zweier Momente zu gedenken, die einen bleibenden Ruhmestitel des Werkes bilden. Malapane war dem großen Preußenkönig mehr als ein anderes Werk ans Herz gewachsen. Er hat es ihm nie vergessen, daß es ihm in


schwerer Zeit durch die Lieferung von Kriegsmaterial wertvolle Dienste geleistet hatte. Die finanziellen Verhältnisse der Hütte waren bis zum Tode des Königs die denkbar mißlichsten; gleichwohl hat ihm der König, der sonst in Geldsachen jeglicher Sentimentalität abhold war, stets sein persönliches Interesse zugewandt und immer wieder die Schwierigkeiten beseitigt, welche sich der Fortführung des Betriebes entgegenstellten. Zum zweiten wurde Malapane, nachdem es im Jahre 1780 vom Domänen-Departement zum Bergwerks- und Hütten-Departement übergegangen war, sehr rasch zu einer Art Schule für die Eisenhüttenleute nicht nur Schlesiens, sondern ganz Deutschlands und zum Teil auch des Auslandes. Unter dem vortrefflichen Grafen von Reden wurden hier alle Neuerungen aufmerksam verfolgt und verständigen Proben unterworfen, alles Gute ohne Zögern adoptiert und manche Verbesserung erdacht und durchgeführt. Am bedeutsamsten waren in dieser Hinsicht die 1789 in Malapane — zuerst auf dem Kontinent — begonnenen Versuche, das Erz mit Koks anstelle der bisher ausschließlich verwendeten Holzkohle zu schmelzen. Diese 1791 fortgesetzten Versuche führten dazu, daß man zwei Jahre später den Bau eines Kokshochofens in Gleiwitz beschloß.

So wird unser Malapane, wenn es gleich nicht zu den Großen unter den Eisenhüttenwerken des Landes gehört, doch stets einen ehrenvollen Platz in der Geschichte des Eisenhüttenwesens im allgemeinen und der schlesischen Eisenindustrie im besonderen beanspruchen können.

Zigeunerfahrten in Oberschlesien.

Von

E. Tischbiereß, Beuthen O.-S.

s mögen etwa 30 Jahre her sein, als die Zigeuner noch regelmäßige Fahrten durch Schlesiens Gaue unternahmen und hier zu den alltäglichsten Erscheinungen gehörten. Mag man über diese Wanderungen denken, wie man wolle, wer sie aus eigener Anschauung her noch kennt, der wird ihnen eine gewisse Romantik nicht absprechen können, für die bei den gegenwärtigen Verhältnissen allerdings kein Raum vorhanden ist. Es dürfte nicht uninteressant sein, ein Bild aus dem Leben dieses Nomadenvolkes in folgenden Zeilen vorzuführen.

Die Zigeunerfahrten waren von der Jahreszeit völlig unabhängig. Gleichwohl ertrugen die Zigeuner jeden Witterungswechsel ohne Schädigung

ihrer Gesundheit, ja sie erreichten dabei, wie man es den greisen Häuptionen ansehen konnte, meist ein hohes Alter. Ihre Kleidung machte den Eindruck größter Dürftigkeit; oft waren die Gestalten nur in Lumpen gehüllt, und selbst der rauhe Winter vermochte sie zur Anschaffung warmer Kleidung nicht zu bewegen. Es überlief einen eiskalt, wenn man die Zigeunerfinder, oft nur mit einem zeretzten Hemde bekleidet, in dem Grastuche hüpfen sah, das die Zigeunermutter auch beim stärksten Froste geduldig auf dem Rücken trug. Mit Schuhwerk war es anscheinend besser bestellt. Offenbar beherzigte man das alte Sprichwort: Füße warm, Kopf kalt, dann bleibst du gesund und wirst selten krank. Männer trugen gewöhnlich Stiefel mit langen Schäften, welche sich in bester Verfassung befanden. Frauen hatten Schnürschuhe, doch nahmen sie, zumal bei rauher Witterung, oder wenn ihnen die Mittel zur Anschaffung derselben fehlten, auch mit Stiefeln vorlieb, oder aber sie gingen selbst im Winter barfuß. Man darf wohl getrost behaupten, daß die Fußbekleidung in den Ausrüstungsgegenständen des Zigeuners das Glanzstück bildete. Auf eine der Jahreszeit entsprechende Kopfbedeckung legte der Zigeuner wenig Wert, und die Frauen verzichteten selbst im strengsten Winter auf eine schützende Kopfhülle. Während der männliche Zigeuner das Haar kurz geschoren trug, hing dieses bei den Frauen wirr und schlaff herunter, denn es wurde weder gekämmt noch geflochten. Doch dies tat dem ästhetischen Gefühl des Zigeuners durchaus keinen Eintrag. War er doch von Jugend auf an diesen Anblick gewöhnt. Überhaupt war es mit der Sauberkeit und Reinlichkeit der Zigeuner nicht zum Besten bestellt. In gewissem Sinne konnte der Zigeuner sogar als wasserscheu gelten, indem er die täglichen Waschungen und das stärkende Bad, daß auf den Fahrten so wohlfeil zu haben war, verschmähte. Letzteres überließ er den Knaben und Mädchen, welche gemeinschaftlich in den Tümpeln und Gräben badeten, ohne sich von den Vorübergehenden auch nur im geringsten stören zu lassen. Scham kannte der Zigeuner nicht, die Lebensweise hatte sie abgestumpft. Trotz der Unsauberkeit, welche sich namentlich in der Kleidung offenbarte, soll der Zigeuner vom Ungeziefer verschont geblieben sein. Man vermutet, daß sie den Körper und das Haar mit einer Salbe, deren Herstellung nicht bekannt geworden ist, einrieben und so dem Aufkommen der Parasiten vorbeugten.

Hübsche Zigeunerfrauen sah man nur selten oder überhaupt nicht, dagegen zeichneten sich die Männer durch schönen Wuchs und Gewandtheit aus. Frauen und Kinder trugen Ohrgehänge und schmückten ihre Finger mit Ringen. Die Schmucksachen ließen sich die jungen Zigeuner in der Regel von den Dorfkindern schenken, deren Lieferant der Lumpensammler war; die Ohrgehänge der Frauen stammten meist von Diebstählen her.

Die wohlhabenderen Mitglieder der Bande besaßen Wagen, welche zwar von kleinen, aber ausdauernden Pferden gezogen wurden. Sie dienten lediglich zur Beförderung des Hausrats, der Betten und der jüngsten Kinder, sowie der etwaigen Kranken und Schwachen. Alle übrigen, selbst der Kosselkenner und die Frauen, mußten neben oder hinter dem Wagen einhergehen. So war es Sitte und Brauch, das Pferdchen mußte unbedingt geschont werden, denn von ihm hing wesentlich das Fortkommen des Zuges ab. Gesah es vielleicht einmal, daß ein Kößlein sein Leben aushauchte, so war dies nicht nur für den Besitzer, sondern für die ganze Bande ein großes Unglück, das sich durch Klagen und Jammern kundgab.

Die Zigeuner nächtigten, abgesehen von den kältesten Wintertagen, welche sie in irgend einer Stallung oder Scheune verbrachten, im freien, was so recht ihrer Neigung entsprach. In der Nähe des Waldes bogen sie vom Wege ab und suchten eine zum Lagerplatz geeignete Waldstelle aus. Nun ging es rasch ans Werk. Während in gerechter Würdigung der Arbeitsteilung die Kinder Reisig herbeiholten — geschlagenes Holz ließ man grundsätzlich unberührt — schafften die Männer die Habseligkeiten zur Lagerstätte. Die Frauen schöpften Wasser aus dem nahen Bache und stellten die gefüllten Töpfe auf den schnell errichteten Herd. Bald prasselte ein lustig Feuer, das die Zigeunerbuben beständig schürten. Bis zur Fertigstellung der einfachen Mahlzeit trieben die Kinder allerlei Kurzweil. Sie sammelten Beeren oder schnitten sich biegsame Stöcke ab; auch veranstalteten sie Wettrennen oder spielten „Pferdchen“, wobei der Kutscher die entblößten Beine seiner Gefährten unbarmherzig mit der Peitsche bearbeitete. Die Hungerigen umstanden die Töpfe und guckten hinein, ob es schon broddelt und kocht. Ab und zu wurde ein Stück von der zubereiteten Speise mit den Fingern aus dem heißen Gefäß blitzschnell herausgenommen und eben so schnell verzehrt, so daß es die Zigeunermutter gar nicht merkte. War der Tag glücklich, d. h. hatten sie Fleisch erbettelt, so wurde dieses an Holzstäbe gespießt und geröstet. Auf eine sorgfältige Herstellung der Speisen machten die Zigeuner keinen Anspruch. Oft nur halb gekocht oder geröstet, wurden die Rationen verteilt und mit einem wahren Heißhunger verschlungen. Die kleine Schar lärmte und hüpfte auf dem Rasen; zuweilen aber prügeln sich die Zigeunerkinder, wenn vielleicht eines von ihnen bei der Verteilung zu kurz gekommen oder wenn ihm sein bereits zur Hälfte verzehrter Anteil entrisSEN worden war. Ein Nachtwort des Zigeunervaters machte dem Streit augenblicklich ein Ende, und es herrschte wiederum Eintracht und Frieden. Bei dem Mahl machte auch die Branntweinflasche die Runde, und selbst die Kleinen taten einen kräftigen Zug. Die Mäßigkeitsidee war zu ihnen noch nicht gedrungen. Aus den Gesichtern sprach

vollste Zufriedenheit, und mancher, der mit Glücksgütern gesegnet ist, aber in ihrem Genuß die rechte Befriedigung nicht findet, hätte sie darum beneiden können. An das Mahl schloß sich bei schönem Wetter ein Tänzchen, dem die Kleinen leidenschaftlich huldigten. Allerdings fehlte hierbei das Saitenspiel, wie man bei den herumziehenden Banden von musikalischer Begabung überhaupt nicht viel merkte. Sie glichen nicht den Pustasöhnen, welche der Fidel so wunderbare Töne zu entlocken wissen. Allgemach schlossen sich die Augen zum erquickenden Schlummer. Im Lager herrschte vollkommene Ruhe, nur das verglimmende Feuer entsandte noch weiße Wölkchen, während weiter im Walde ein Raubvogel sein Geschrei erschallen ließ.

Daß man auch der Zugtiere gedacht hat, dürfte wohl auf der Hand liegen. Gleich nach Anbruch der Dunkelheit wurden die Rößlein in die Kleefelder oder auf gute Wiesen geführt, wo sie nach Herzenslust schmausen konnten. Dem Zigeuner erschien die Benutzung des Weidenlandes als etwas Selbstverständliches, und selbst der davon betroffene Besitzer machte hiervon nicht viel Aufhebens. Schlimmer erging es den Pferden freilich im Winter. Sie mußten frieren und hungern, denn nur selten war ihnen ein warmer Stall und eine volle Krippe beschieden. Die Bauern suchten ihr trauriges Los nach Möglichkeit zu lindern, indem sie beim Durchzuge bereitwilligst Heu und Hafer hergaben. Einen Bauer, der diesen Tribut verweigert hätte, würde man der Hartherzigkeit geziehen haben. Darum spendete er, um diesem Vorwurf zu entgehen, reichlich. Der Zigeuner nahm die Gaben mit Dank und Segenswünschen in Empfang. Nicht so zahm war er im Sommer, wo die Mutter Natur den wesentlichen Teil des Futterbedarfs deckte. Er konnte sogar sehr grob werden, wenn man ihn abwies, und stieß fürchterliche Drohungen aus, die allerdings nicht ernst gemeint waren. Denn Fälle von Totschlag und Brandstiftung, verursacht durch herumziehende Zigeunerbanden, sind nicht bekannt geworden.

Merkwürdigerweise duldete die Forstverwaltung die ungebetenen Gäste im Waldrevier. Sie räumte ihnen stillschweigend das Recht ein, hier nach Belieben hausen zu dürfen. Es muß allerdings hervorgehoben werden, daß der Aufenthalt der Zigeuner in den Forsten zu berechtigten Klagen meist keinen Anlaß gab. Zu Feuerungszwecken verwendeten sie ausschließlich Fallholz, das in den damaligen Zeiten nicht den geringsten Wert hatte. Die Errichtung des Herdes erfolgte in der Regel auf einem freien Platze (Wiese), so daß eine Gefährdung des Waldes durch Feuer fast ausgeschlossen galt; auch ließen sie das Wild anscheinend unbehelligt. Lag doch die Schonung des Waldes in ihrem ureigensten Interesse. Oft konnte man beobachten, wie der Waldhüter sich mit den Zigeunern angelegentlich unter-

hielt und zum Willkommen sogar einen Becher mit ihnen leerte. Man betrachtete sie gewissermaßen als alte Bekannte, die in ihre Standquartiere einrückten. Mancher von ihnen hat ja tatsächlich hier das Licht der Welt erblickt und fühlte sich berechtigt, sein Heim aufzuschlagen. Die Forstbeamten schieden von ihnen mit der Mahnung, den Wald zu schonen, was bereitwilligst zugesagt und auch gehalten wurde. Deshalb verwies man sie nur selten des Waldes; und wo dies geschah, da kehrten sie auf Umwegen in den Wald zurück, wenngleich sie dann, den Umständen Rechnung tragend, eine andere Lagerstätte wählten.

Der Aufbruch erfolgte gleich nach Sonnenaufgang, denn die Zigeuner waren keine Langschläfer. Schnell wurde das Kößlein angeschirrt und die wenigen Habseligkeiten auf den Wagen geladen; dann ging es in die benachbarten Dörfer. Ortschaften, in denen ein Wachtmeister stationiert war, mieden sie nach Möglichkeit, weil ihnen der Abschub bis zur Kreis- oder Landesgrenze sicher war. Der Feldzugsplan war immer derselbe. Die Zigeuner ergossen sich gleichzeitig durch das ganze Dorf, um so die Wachsamkeit der Dorfbewohner zu täuschen. Sobald man ihrer ansichtig wurde, erscholl von Hof zu Hof der warnende Ruf: „Betten ins Haus, die Zigeuner kommen!“ Der Frauen bemächtigte sich eine große Aufregung; sie ließen jegliche Arbeit ruhen und eilten nach den bedrohten Plätzen, um u. a. auch die Wäsche, welche auf der Bleiche war oder auf den Zäunen zum Trocknen hing, unverzüglich in Sicherheit zu bringen. Führte die Bande vielleicht einen Bär mit sich oder ein anderes Tier, das phantastisch aufgeputzt war, so gab es auf der Straße einen wahren Höllenlärm, in den die Dorfjugend johlend einstimmte. Es war auch selbstverständlich, daß diese dem eigenartigen Zuge auf eine kurze Strecke das unvermeidliche Geleit gab. Damit war der Zweck der „Vorstellung“ erreicht. Die Zigeunerweiber schlichen sich in die Wirtschaftshöfe und erspähten hier — die Bauern waren meist ihrer Beschäftigung nachgegangen — den rechten Augenblick zum Stehlen. Durch Streuen von Brotkrümchen lockten sie das Geflügel, insbesondere die Hühner herbei. Mit raschem Griff packte die Zigeunerin eines der nichts ahnenden Tiere, drehte ihm den Hals um und ließ es mit affenartiger Geschwindigkeit unter den Kleidern verschwinden. Die Bauersleute mußten sehr acht geben, wenn sie dies verhindern wollten. In der Regel aber machten sie die Erfahrung, daß trotz aller Vorsicht nach einem Zigeunerdurchzug das Federvieh nicht mehr vollzählig am Futterplatze erschien. Andere Zigeunerweiber hinwiederum betraten ungelesen die Wohnung der Wirtsleute. Ihre Aufmerksamkeit wendeten sie besonders zwei Dingen zu: den Betten und der alten Lade, dem vornehmsten Möbelstück des Landmanns früherer Zeit. Die Zigeuner waren mit den

Lebensgewohnheiten der Landbevölkerung wohl vertraut und wußten genau, daß diese in der unverschlossenen Lade ihre Ersparnisse aufzubewahren pflegten. Noch ehe die Wirtin die Anwesenheit der SpitzbübIn bemerkt hatte, war das Behältnis seines Inhalts beraubt und die Diebin geflohen. Ertappte aber die Bauersfrau vielleicht die Zigeunerin auf frischer Tat, so entspann sich zwischen den beiden ein furchtbarer Kampf, in dem die erstere, sofern nicht bald Hilfe kam, übel zugerichtet wurde. Schreiber dieses war selbst einmal Zeuge eines solchen verzweifelten Ringens; erst als auf das Hilsegeschrei der Nachbar herzugekommen war, wurde es möglich, der frechen Räuberin den Strumpf mit 237 Talern 3 Groschen 6 Pfennigen zu entreißen.¹⁾ Wundern muß man sich nur, daß die diebischen Zigeunerinnen dem Gerichte zur Bestrafung nicht zugeführt wurden. Die Bauern übten vielmehr nach amerikanischem Muster Selbstjustiz und ließen sie dann laufen. Das war allerdings keine angemessene Strafe für diese Gewalttätigkeit, denn die Zigeunerweiber waren an Stockhiebe gewöhnt und ertrugen die wohlverdiente Züchtigung, wenngleich sie dabei furchtbar freischten, innerlich mit Gleichmut. Für den Zigeuner wäre nur die Entziehung der Freiheit eine empfindliche Strafe gewesen. Der Herr Zigeunergemahl ließ der Strafvollstreckung nicht nur freien Lauf, sondern war tief empört, daß seine Frau solches begangen habe. Geradezu drollig nahm es sich aus, wenn er drohend die Faust ballte und wütend dazwischen rief: „Du alte Heye hast meinem Namen große Schande gemacht, ich will es Dir entgelten“. Im stillen bedauerte er aber lebhaft, daß man seiner besseren Ehehälfte den Raub entriß. hatte.

Unter den erbettelten Lebensmitteln nahm der Speck eine bevorzugte Stellung ein; begehrtenswerte Gaben waren nächst dem Kleider und Bettfedern, im Winter auch Futter für die Pferde. Wenn die Bande in einen Ort kam, unterließ sie nie zu fragen, ob nicht irgendwo ein Schwein gefallen ist, dessen Fleisch sie besonders schätzten. War dies der Fall, so wurde das Borstenvieh unverzüglich ausgegraben, auf den Karren geladen und zum nächsten Lagerplatz befördert. Hier wurde es geteilt und über dem Feuer geröstet. Das war ein freudentag für die „ganze familie“. Die Zigeuner waren übrigens der Meinung, daß die Erde die in dem verendeten Tiere vorhandenen Krankheitsstoffe vernichtet.

Die Zigeunerweiber betrieben auch Wahrsagerei, und da die Bauersfrauen noch sehr abergläubisch waren, verschafften sie sich dadurch nicht unerhebliche Vorteile. In den Bereich ihrer „Kunst“ zogen sie insbesondere solche Momente aus dem Leben, welche das Glück des Einzelnen sowohl

¹⁾ Salefsche 1867.

als der ganzen Familie bedingen. Und Menschenkenner waren diese Zigeunerweiber; das muß jeder zugeben, der sie hierbei beobachtet hat. Das Wahrsagen nahm folgenden Verlauf: Die Zigeunerin ließ sich die Handfläche der Person zeigen, die sich wahrsagen ließ, verfolgte darauf die Linien mit kundigem Blick, und nachdem sie sich über die Familienverhältnisse in unauffälliger Weise Gewißheit verschafft hatte, sprach sie im pathetischen Tone, wie etwa der Sänger in „Rudolf von Habsburg“: „Großes Glück wartet Euer. Eure Töchter werden lauter reiche und hübsche Freier bekommen, und eine Schar frommer Enkelkinder wird Eurem Alter beschieden sein.“ Und da doch die Mutter nun einmal nur für das Glück ihrer Kinder lebt, war die Bauersfrau von dieser Prophezeiung hocherfreut. Als Belohnung erhielt die Seherin Eier und Speck, manchmal auch etwas Geld. Währenddessen begaben sich andere Zigeunerweiber auf den Boden, nahmen die Speckseiten aus dem Schornstein oder von der Stange herunter und suchten schleunigst das Weite. Nur selten zogen die Bauersfrauen eine Lehre daraus.

Den geizigen Bäuerinnen erschien die Wahrsagerin oft wie eine rächende Göttin, etwa: „Ein großes Verhängnis schwebt über dem Haupte Eurer Tochter; noch ehe sie in den Stand der Ehe tritt, wird sie ein Kind bekommen“. Darauf trat die Zigeunerin einige Schritte zurück und beobachtete lauend die Wirkung ihres Zauberspruches. Diese blieb nicht aus. Mutter und Tochter brachen in lautes Schluchzen aus,¹⁾ denn die Verwirklichung desselben bedeutete für die ehrbare Familie ein namenloses Unglück. Die schlaue Zigeunerin empfand etwas wie Mitleid. Sie ergriff noch einmal die Hand des Mädchens, prüfte sinnend den Verlauf der Linien und sprach nach einer Pause banger Erwartung: „Noch kann das Unglück von Eurer Tochter abgewendet werden, wenn ihr den Überfluß mit dem Armen teilet und seiner stets gedenket“. Wie ein Alp fiel es Mutter und Tochter vom Herzen. Für die Erlösung vom Zauberbann zahlte die Mutter gern einen hohen Preis. Schmunzelnd zog die Zigeunerin von dannen, denn sie hatte aus der Tasche der Bäuerin auch noch die Barschaft mitgehen lassen.

In den 60er Jahren glaubte man noch vielfach an Hexen. Da waren die Zigeunerweiber stets bereit, den Landfrauen mit gutem Rat beizustehen, der selbstverständlich niemals zu ihrem Vorteil ausschlug. Es handelte sich zumeist um melkende Kühe, welche nicht mehr den erwarteten Ertrag an Milch lieferten. Für die betreffende Besitzerin gab es dafür keine andere Erklärung als die bekannte: Es hat jemand die Kühe verhext.

¹⁾ Salesche 1865.

Wer hat dies aber getan? Eine Bäuerin vom alten Schlage, die ihren größten Stolz in einer blühenden Milchwirtschaft erblickte, wagte schon etwas für die Lösung dieses Rätsels. In Kadlubieß, Kreis Groß-Strehlitß, trug sich folgender Fall zu. Infolge nasser Witterung und schlechter Weide gaben die Kühe nicht mehr das ursprüngliche Quantum Milch. Eine Bäuerin wollte deshalb schier verzweifeln und fahndete eifrig nach dem vermeintlichen Urheber ihres Unglücks. Da kamen eines Tages die Zigeuner ins Dorf. Als letztere auch ihrem Hause einen Besuch abstatteten, wollte die Bäuerin wissen, wer die Person sei, die ihren Kühen so nachtheilig schade. Die schlaue Zigeunerin, die hier auf etwas Erkleckliches rechnen konnte, machte eine feierliche Miene und orakelte folgendermaßen: „Derjenige, der morgen zuerst Dein Haus betreten wird, hat Euren Kühen die Milch genommen“. Die Bäuerin stand des Morgens noch zeitiger als sonst auf, galt es doch dem Unbekannten das Handwerk für immer zu legen. Da leuchtete es plötzlich in ihren Augen. Der Nachbar kam herangetrollt, und nun war ihr alles klar. Seine Kuh, die nicht einmal auf die Weide getrieben wurde, gab fast soviel Milch als ihre zusammen. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, und nur er konnte der Hegenmeister sein. Und sie rüstete sich zu seinem Empfange. Er hatte sich noch nicht des ihm von seiner Frau zuteil gewordenen Auftrages entledigt — er sollte Sauerteig borgen —, als sie ihm seine schwarze Tat mit fürchterlichem Geschrei vorhielt. Eine solch' arge Verdächtigung konnte er auf sich nicht ruhen lassen, aber sein Protest erbitterte die Gegnerin noch mehr. Sie nahm den bereit gehaltenen Besen und ließ ihn auf den Unglücklichen niederfaulen. Schließlich kam noch ihr Mann dazu und ergriff als treuer Beschützer für seine Frau Partei. Der Nachbar wurde derb verprügelt und hinausgeworfen. Dieses Vorkommnis hatte ein gerichtliches Nachspiel. Der Bauer wurde zu 14 Tagen, seine Frau zu drei Tagen Gefängnis verurteilt. Diese Probe mag genügen!

Die Zigeuner wollten als Christen gelten und ließen ihre Kinder taufen. Zu Paten nahmen sie die reichsten Leute des Dorfes, so die kacz-morka (Frau Kretschmerin) und die mynorka (Frau Müllerin), die einige Taler als Angebinde darbrachten. Die Patenschaft abzulehnen wäre zum mindesten unhöflich gewesen. Dem kleinen Erdenbürger zu Ehren wurde im Kretscham ein Schmaus gegeben, der während desselben, da man ihn arg vernachlässigte, Lungengymnastik betrieb. Alle, die zufällig in die Gaststube kamen, so in Latscha, Kreis Gleiwitz, mußten auf das Wohl des Jüngsten trinken, wozu sich die vorüberkommenden Fuhrleute nicht lange nötigen ließen. Es wurde auf Rechnung des glücklichen Vaters getrunken, der unbegrenzten Kredit hatte. Nach Aussage des Kretschmers sind die Zigeuner ihren Verpflichtungen voll und ganz nachgekommen. Die

Frage, ob die getauften Kinder im nächsten Dorfe wieder getauft wurden, kann wohl ohne weiteres verneint werden; das schon des Kostenpunktes wegen.

Von Religiosität war beim Zigeuner überhaupt nicht viel zu merken. Sein Gotteshaus war die Natur, die er über alles liebte. Gleichwohl führte er den Namen Gottes oft im Munde. Gesah ihm vielleicht Unrecht, so sagte er allemal: „Warte, Gott wird Dich strafen!“ Am Sonntage ruhte er im Schatten des Waldes und erholte sich für die weitere Fahrt. So schonte er das religiöse Gefühl des frommen Landvolkes, das streng die Sonntagsruhe wahrte. Den wohl unfreiwilligen Aufenthalt benutzten die Zigeunerweiber zum Reinigen und Flickern der armseligen Wäschestücke.

Über die Eheschließung unter den Zigeunern gibt kein Kirchenbuch Aufschluß. Bei der Wahl seiner Lebensgefährtin brauchte der junge Freier nicht sehr lange Umschau zu halten, denn sie konnte nur auf ein Mädchen derselben oder einer entgegenkommenden Bande fallen. Verlobung und Hochzeit wurden meist zu einer Feier vereinigt, welche im grünen Waldesdom unter nicht gerade feierlichen Ceremonien stattfand. Die Frau war dem Manne völlig untergeordnet. Gleichwohl brachte sie ihm eine zärtliche Zuneigung entgegen, und selbst die Tracht Prügel, die sie fast täglich von seiner Hand bekam, nahm sie als Liebesgabe an. Hierzu folgendes Beispiel: Im Jahre 1873 bewegte sich auf dem Wege von Leschnitz nach Januschkowitz ein langer Zigeunerzug. Ein Zigeuner mißhandelte seine Frau in arger Weise. Der vorüberfahrende Auszügler J . . . ließ seinen mit Kühen bespannten Leiterwagen stehen und eilte der Zigeunerin zu Hilfe. Doch da kam er schon an. Der Zigeuner ließ von seiner Frau ab, warf den Auszügler zu Boden und bearbeitete ihn mit seinen starken Fäusten. Und die Zigeunerin? Sie nahm einen Peitschenstock und hieb auf ihren Ketter ein. Nur mit Mühe gelang es den in der Nähe beschäftigten Schnittern, den Auszügler aus den Händen der Wüteriche zu befreien.

Eine zahlreiche Nachkommenschaft galt als ein großes Glück. Die Kinder, zumal die Buben, erfreuten sich der größten Freiheit, und die verübten Streiche fanden die Billigung der Eltern; ja der Vater lobte noch die freche Range, wenn sie den Dorfkindern ohne jegliche Veranlassung eins über den Kopf gab und die eben gelegten Eier aus dem Stalle oder vom Heuboden geschickt herunterholten. Unterricht im Lesen und Schreiben empfangen die Zigeunerfinder nicht; dagegen besaßen sie eine große Fertigkeit im Rechnen. Der Ortsfinn war beim Zigeuner sehr stark ausgeprägt, und der Zigeunerjunge, der nie Landeskunde betrieb, fand sich in einer Gegend eher zurecht als unsere Schulbuben, die weite Reisen — auf der Landkarte ausführen.

Ärztliche Hilfe nahmen die Zigeuner nicht in Anspruch, denn sie waren ihre eigenen Ärzte. Manche von ihnen besaßen eine große Geschick-

lichkeit im Heilen der Knochenbrüche; bei innerlichen Krankheiten wendeten sie Pflanzensäfte an, für die sie gewisses Verständnis hatten. Der Zigeuner wurde da begraben, wo er eben starb. Die mit Kleidern angetane Leiche hüllte man in eine zerlumpte Decke und versenkte sie sang- und klanglos in das mit Reisig ausgeschmückte Grab, das kein Kreuz und kein Denkmal bezeichnete. Der Todesfall hat die Familienangehörigen nicht sonderlich aufgeregt, zumal wenn es sich um gebrechliche, nicht mehr „erwerbsfähige“ Mitglieder handelte. Darüber brauchen wir uns aber nicht zu wundern, kommt es doch noch heutzutage nicht selten vor, daß auch der junge Bauer den Tod des Auszüglers (Vaters!) nicht allzu lebhaft beklagt.

Die Sprachverhältnisse der Zigeuner dürften für den Etymologen von großem Interesse sein; hier seien sie nur kurz erwähnt. Die herumziehenden Zigeuner sprachen polnisch, aber mit mährischem Akzent; auch waren sie, wie man aus der Verhandlung mit den deutsch sprechenden Behörden ersehen konnte, der deutschen Sprache mächtig. Sonst bedienten sie sich, namentlich wenn sie beim Durchzug durch einen Ort irgend einen Anschlag planten, ihrer Muttersprache (Zigeunersprache?), welche die Landbevölkerung nicht verstand.

Von Kinderentführungen ist aus der Leschnitzer Gegend nur ein einziger Fall bekannt; es handelte sich um das Töchterchen des Anbauers K aus Salesche, das ein hübsches und lebhaftes Kind war. Beim Durchzuge beschenkten die Zigeuner dasselbe mit Süßigkeiten, und schließlich ließ sich das Mädchen, da niemand zu Hause war, bewegen, mitzuziehen. Sein Verschwinden versetzte die Familie, wie überhaupt die ganze Einwohnerschaft, in die größte Aufregung. Die Bauern bestiegen sogleich ihre Pferde und ritten nach allen Richtungen aus, um es zu suchen. Nach mehrtägiger Abwesenheit kehrten sie alle unverrichteter Sache zurück, von den Zigeunern war nicht die geringste Spur zu finden. Da führte nach einiger Zeit ein Zufall zur Entdeckung des Kindes. Ein Onkel des entführten Mädchens war Beamter in Tarnowitz. Eines Nachmittags betrat seine Wohnung eine Zigeunerin mit mehreren Kindern, worunter sich auch das entführte befand. Unwillkürlich blieb sein Blick auf dem Mädchen haften, dessen ausdrucksvolles Gesicht pechschwarzes Haar umrahmte. Je länger er es ansah, desto bekannter kam es ihm vor. Schließlich erkannte er dasselbe als seine Nichte wieder, die er anlässlich eines Besuches im Elternhause gesehen hatte. Um sich davon Gewißheit zu verschaffen, nahm er sie bei der Hand und fragte: „Kennst Du mich noch?“ worauf diese ohne Zögern antwortete: „Ja, Ihr seid der Onkel Mikodem aus Tarnowitz“. „Erinnerst Du Dich noch, als ich voriges Jahr aus Annaberg kam?“ „Ja, denn Ihr habt mir Bonbons mitgebracht, und darunter

waren zwei Reiter.“ Das stimmte. Um jeden Zweifel zu beseitigen, erkundigte er sich noch nach einem alten Onkel, den die Kinder wegen seiner Freigebigkeit sehr hoch schätzten. „Was macht der Onkel Burck?“ „Er geht noch immer mit dem Klingebeutel.“ Auch das war richtig. Die Zigeunerin log hartnäckig und forderte frech die Herausgabe des Mädchens. Die Bande wurde unverzüglich über die Grenze abgeschoben, die besorgten Eltern aber erhielten ihr Kind zurück. Die Entführte, welche an einen Bauern verheiratet ist, feiert in diesem Jahre ihren 60. Geburtstag.

Unter den herumziehenden Zigeunern gab es auch „Aristokraten“, die sich von den eben geschilderten Banden in vorteilhafter Weise unterschieden. Die Bevölkerung von Annaberg und Umgegend hatte an dem alljährigen Erscheinen dieser Truppe ein gewisses Interesse, und die Jugend sah ihr mit Ungeduld entgegen. Ihre Auffahrt erregte auch in der Tat berechtigtes Aufsehen, denn der Zug zählte 25—30 Wagen, die in einem eigenartigen Stil gehalten waren. Ihre Bauart war solid, und die starken Bremsen und sonstigen Vorrichtungen deuteten darauf hin, daß die Zigeuner auf ihren Fahrten mit den mannigfaltigsten Schwierigkeiten zu rechnen hatten. Das Pferdematerial war gut, ja vorzüglich, das Geschirr vornehm und mit Messingplatten beschlagen. Jede Familie hatte ihren eigenen Wagen, der gedeckt und so eingerichtet war, daß die Familienangehörigen darin nicht nur sitzen, sondern auch schlafen konnten. Der letzte Wagen des Zuges fiel geradezu durch Eleganz auf; darin saß ein alter Zigeuner, dessen leuchtende Augen von den grauen Augenbrauen seltsam abstachen. In der Hand hielt er einen schwarzen Stab, der mit drei Messingkugeln von abnehmender Größe geziert war. Dieser würdige Greis war der Stammesälteste, dem die Leitung des ganzen Gemeindewesens oblag. Er war absoluter Herrscher, und seine Anordnungen wurden ohne Widerrede befolgt. Über Pflichtwidrige verhängte er Prügelstrafen, die ohne Säumen vollstreckt wurden. Bei großen Vergehungen, und das war die schwerste Strafe, die einen Zigeuner treffen konnte, erfolgte der Ausschluß von der Teilnahme an der Fahrt. Soweit ließ es selten ein Zigeuner kommen, denn das bedeutete Verhammung. Zu beiden Seiten des „königlichen Wagens“ ritten gleich Adjutanten zwei jugendliche Zigeuner, welche dem Führer des Zuges die Befehle überbrachten. Niemand wußte woher diese Zigeuner zur Zeit der Obstreife kamen und wohin sie weiterzogen. Man vermutet aber, daß sie aus Peterwardein in Ungarn stammten. Am Annaberge hatten sie drei feste Standplätze: im Leschnitzer Pfarrwalde, bei der Dreibrüderkapelle im Zyrowaer Walde und an der romantischen Burgruine „Biesien“ im Walde bei Wyssoka, welche einst der Sitz des Hochgerichts gewesen sein soll. Hier befinden sich auch zwei Zigeunergräber, welche vom Volke als

unheimliche Stätten ängstlich gemieden werden. Gleich nach der Ankunft im Lager wurden die benachbarten Ortschaften aufgeteilt, d. h. den einzelnen Zigeunern bestimmte Dörfer zugewiesen. Hier nahmen sie die schadhaften Wagenachsen, Ketten, Kessel u. s. w. in Empfang und schafften sie in den Wald, wo sie in den schnell errichteten und mit guten Werkzeugen ausgestatteten Werkstätten ausgebessert wurden. Denn die Zigeuner waren geschickte Schmiede, Schlosser, und was für die Obstbau treibende Bevölkerung von großer Bedeutung war, unübertreffliche Kesselflicker. Sie nahmen ein Stück Metall, schmolzen dieses im Gebläsefeuer und übergossen damit die schadhafte Stelle des Kessels, welche dadurch einen feuerfesten Überzug erhielt. Bei Anwendung dieses Verfahrens brannte die so ausgebesserte Stelle niemals an, was man von den wirklich geflickten Kesseln, selbst wenn der Pflaumenmus beständig umgerührt wurde, nicht immer sagen konnte. Zieht man in Betracht, daß die Landleute die durchgebrannten Kessel sonst in die Fabrik zum Ausbessern hätten schicken müssen, so begreift man wohl, warum sie diese Zigeunerhandwerker so freudig begrüßten.

Die bestellten oder ausgebesserten Gegenstände wurden den Eigentümern in tadelloser Ausführung zugestellt, und noch heute werden diese Arbeiten von Kennern bewundert. Die Arbeitslöhne hatten den Vorzug der Billigkeit und wurden teilweise in Lebensmitteln entrichtet. Unterschlagungen von anvertrauten Sachen kamen nicht vor, weshalb sich diese Zigeuner eines großen Vertrauens erfreuten. Darüber wachte auch peinlich der greise „Häuptling“.

Nicht so ehrlich waren sie beim Pferdehandel, der sich meist auf den Tausch beschränkte. Der Bauer, der von den Zigeunern ein Pferd erwarb, tat gut, wenn er mit einem, wenn auch unerheblichen Fehler rechnete. Vielfach kam es vor, daß der eingetauschte Gaul dem Erblinden nahe war, was erst nach der Abreise der Truppe offenbar wurde. Der Bauer ließ daher bei einem etwaigen Tausch die größte Vorsicht walten.

Den Bauersfrauen brachten die Zigeunerweiber bunte Tücher, den Männern Pferdedecken und den Kindern einiges Spielzeug mit, wofür sie als Gegengeschenk Naturalien erhielten. Später kam ein unternehmungslustiger Häusler auf einen eigenartigen Einfall. Er trat mit den Zigeunern in Geschäftsverbindung und unterhielt dauernd ein Lager von „Zigeunerartikeln“. Die Dorfbewohner nannten ihn deshalb Cygon, welchen Spitznamen die Familie noch heute führt.

Die zuletzt erwähnten Zigeuner haben ihre Fahrten längst eingestellt, und auch die eingangs erwähnten Banden überschreiten nur noch selten die Grenzen unserer Heimatprovinz. Die Befreiung von der schier unerträglichen Landplage verdanken wir dem energischen Eingreifen der Landes-

behörde, welche diese Landstreicher und Diebe schlimmster Art im Betretungsfalle sofort über die Grenze schafft, oder aber, was noch abschreckender wirkt, sie dem ordentlichen Gerichte zur Bestrafung zuführt. An den herumziehenden Zigeuner wird in der Folge nur noch die bekannte Redensart „Wie die Zigeuner“ erinnern, worunter man einen Menschen versteht, der es mit der Rechtschaffenheit nicht genau nimmt oder aber sein Hauswesen unordentlich und nachlässig führt.¹⁾



Burgruine Karpenstein bei Landeck.

Schilderung von
Bruno König.

Zu den schönsten Talzügen des Reichensteiner Gebirges gehören das Schlackental bei Reichenstein und das Krebsgrundtal bei Jauernig. Beide lassen an fesselnder Waldespoesie nichts zu wünschen übrig, und von dem hastigen Treiben und Jagen der Menschen nach Gold und Ruhm entrückt, umgibt uns hier der Gottes-

¹⁾ Daß dem doch nicht ganz so ist und daß die Zigeunerplage in Oberschlesien noch nicht ganz aufgehört hat, zeigt die folgende uns zufällig zugleich mit obigem Aufsatz zugegangene Erzählung. — Die Redaktion.

friede, den die Natur bei ihrem stillen Weben und Wirken in tiefer Waldeseinsamkeit auch über uns ausbreitet und der unser Herz mit süßem Wohlbehagen und beseligender Ruhe erfüllt. Während im Schlackentale ungeheure Massen von verwitterten und bemoosten Berghalden eine uralte, bergmännische Tätigkeit verraten, befinden wir uns im Krebsgrunde auf jener alten Straße,¹⁾ welche um das Jahr 1000 den Verbindungsweg zwischen Polen und Böhmen aus der Neiße-Ebene über die Grasschaft Glaz bildete. Ist man nun bei einer Wanderung durch das romantische Krebsgrundtal am Ende desselben bei der sogenannten „Buche“ angelangt, so führt rechter Hand der Weg durch jungen Waldbestand in einen Holzschlag und von hier durch den schattigen Hochwald zu den „Schwarzen Berghäusern“, — zwei einsam im Walde gelegenen Wohnstätten — zwischen denen hindurch wir nach kurzer Zeit die Höhe eines kleinen Bergrückens erreichen. Von diesem blickt uns in südwestlicher Richtung finster ein bewaldeter Bergkegel entgegen, dessen Haupt die Ruine der einstmaligen stolzen Feste Karpenstein trägt. Von dem mächtigen Bergfried derselben beherrschte der Wächter nicht nur den ganzen Talkessel, welcher durch das Bielen-Gebirge, den Spieglißer Schneeberg, den Jauersberg und die Heidelkoppe gebildet wird, sondern er überblickte auch die ins Neiße-Land nach der polnischen Kastellanei Ottmachau führende Krebsgrundstraße und konnte daher beizeiten die Besatzung durch ein Hornsignal von allen Vorkommnissen in Kenntnis setzen. Die Burg beherrschte demnach das ganze Territorium des Biela- und Wohrautales, auf dem sich heute nebst der Stadt Landeck mit ihren alten und berühmten Schwefelquellen, in denen jährlich Tausende Heilung suchen und finden, die Ortschaften: Wilhelmstal, Nieder- und Ober-Talheim, Voigtsdorf, Heidelberg, Beuthen, Karpenstein, Olbersdorf, Schreckendorf, Gompersdorf, Alt- und Neu-Gersdorf, Bielandorf, Alt- und Neu-Wohrau, Kamnitz, Kleffengrund, Seitenberg, Heudorf, Johannesberg, Martinsberg, Wilmsdorf, Winkelsdorf, Konradswalde und Petersdorf befinden.

Die Erbauung der Burg Karpenstein dürfte gleich dem Reichenstein und Edelstein in jene Zeit fallen, wo Schlesien den Zankapfel zwischen den beiden mächtigen Reichen Polen und Böhmen bildete. Unter der Regierung des deutschen Kaisers Otto III. wurde nämlich der Böhmenherzog Boleslaw, welcher sich um die deutsche Kaiserkrone für den Bayernherzog Heinrich den Jänker eingesetzt hatte, durch die Entscheidung der Waffen im Jahre 987 gezwungen, sämtliche schlesischen Gegenden am linken Ufer der Oder an

¹⁾ Vergl. die Schilderung „Ruine Reichenstein bei Jauernig“ in „Oberschlesien“, Jahrgang II, Seite 113—116.

den Polenherzog Miecislaw, den Verbündeten des Kaiser, abzutreten, was zur Folge hatte, daß um diesen Länderstrich in den darauf folgenden zwei Jahrhunderten erbitterte Kämpfe geführt wurden, in welchen bald die Böhmen und bald wieder die Polen Sieger waren, während Schlesiens dabei die furchtbarsten Verwüstungen erleiden mußte.

So plünderten die Böhmen im Jahre 990 das ganze Oderland, nahmen die feste Nimptsch ein und überließen deren Befehlshaber ihren litauischen Bundesgenossen zur Enthauptung.

Im Jahre 999 eroberten die Polen unter Boleslaw Chrobry, der sich 1025 zum Könige krönen ließ, die alte Krowaten-Hauptstadt Krakau, die ganze Slovakei und Schlesiens bis an das Gebirge, an dessen Pässen stark befestigte Grenzburgen zum Schutze des eroberten Besitzes angelegt wurden. Trotzdem ging Schlesiens den Polen wieder verloren, und im Jahre 1030 fiel ihr Herzog Miecislaw II. in dieses unglückliche Land ein, wo er mehr als 100 Dörfer plünderte, einäscherte und Tausende: Greise, Kinder und Kranke niedermetzeln ließ. Diese erlittene Unbill forderte jedoch die furchtbarste Rache der Böhmen heraus. Dieselben errichteten zum Schutze gegen das Eindringen der Polen nach Mähren und Böhmen am Sudesche hin eine Anzahl stattlicher Ritterburgen, welche sich planmäßig von Grätz bis nach Glaz hin ausdehnten, verstärkten die schon vorhandenen Befestigungen, und nach Fertigstellung dieser Arbeiten brach im Jahre 1039 ihr Herzog Bretislaw — der böhmische Achilles — mit einem großen Heere in Polen ein, wo er, gleich einem gewaltigen Sturmweather wütend, alles vor sich niederwarf, Krakau und Breslau eroberte und sogar die alte, stark befestigte Landeshauptstadt Gnesen einnahm. Ungeheuere Schätze brachte er nach Prag zurück, darunter reiches Goldgerät, drei Goldplatten im Gewichte von 300 Pfund mit Edelsteinen und Krystallen mosaikartig ausgelegt, vom Altare des heiligen Adalbert in Gnesen, dessen Gebeine in einem prachtvollen Schrein Bretislaw und Bischof Severus beim feierlichen Einzuge selbst trugen, und dann noch ein goldenes Kreuz, dreimal so schwer als Boleslaw Chrobry gewesen, der hiermit ein Gelübde gelöst hatte. Bretislaw trat aber im Jahre 1054, um einen neuerlichen Krieg mit Polen zu vermeiden, die Stadt und das Gebiet von Breslau, wozu auch die Kastellanei Ottmachau gehörte, gegen einen jährlichen Tribut von 500 Mark Silber und 30 Mark Gold an Herzog Kasimir ab. Als aber im Jahre 1092 die Polen unter Wladislaw Herrmann diesen Tribut nicht leisteten, kam es zum Kriege, welcher vom Jahre 1093 bis 1095 dauerte.

Der Böhmer-König Bretislaw II. hatte in demselben die polnische Grenzburg Wartha zerstört, an deren Stelle er die böhmische Grenzfest Kamenz errichtete, und Schlesiens bis zur Oder derart verwüstet, daß der

Polenherzog um Frieden bat, den rückständigen Tribut zahlte und sich zu dessen künftigen Zahlung neuerdings verpflichtete.

Schlesien genoß dennoch nur kurze Zeit Ruhe, denn schon im Jahre 1102 plünderte und verwüstete Herzog Boriway II. die Landschaft um Breslau. Von 1132 an wütete drei Jahre lang der Krieg zwischen Boleslaus III. mit Sobieslaw von Böhmen. Die Böhmen brachen über Wartha herein und verbrannten bis an die Oder über 300 Ortschaften; ähnliche Verwüstungen fanden im Jahre 1157 statt, wo der Böhmer-Herzog Wladislaw als Bundesgenosse des deutschen Kaisers gegen Boleslaw IV., der die deutsche Oberhoheit nicht anerkennen wollte, siegreich durch alle von den Polen gemachte Verhaue bis in die Gegend von Posen vordrang. Boleslaw, an der Gegenwehr verzweifelnd, bat um Frieden; barfuß, ein nacktes Schwert um den Hals gehängt, erschien er vor Kaiser Friedrich, fiel ihm zu Füßen und ward von diesem nur unter harten Bedingungen zu Gnaden aufgenommen. Er mußte die deutsche Lehensoberheit anerkennen und eine beträchtliche Summe zahlen. Der Böhmer-Herzog Wladislaw empfing am 11. Jänner 1158 aus des Kaisers Händen für die gegen Polen geleistete Hilfe die Königskrone und zugleich die Bestätigung des jährlichen Zinses, welchen die böhmischen Herzöge von den polnischen für die Abtretung von Breslau und anderen Städten in Schlesiens seit länger als einem Jahrhundert bezogen oder vielmehr zu beziehen hatten.

„Da Wir wissen“, so lautet die auf die Erhebung zum Könige bezügliche Urkunde, deren Original sich im kaiserlichen Archive zu Wien befindet, „daß Dein Land an Gold, Silber und andere Kostbarkeiten Überfluß habe, Dir also diese und ähnliche Dinge nicht selten sind, so nimm aus Gottes Gnaden und aus Unserem Wohlwollen die Königskrone, die wir Dir hier überreichen und mit ihr die königliche Macht und Würde für Dein gesamtes Reich.“¹⁾

Im Jahre 1163 kam durch die Vermittelung Kaiser Friedrichs die Breslauer Kirchenprovinz Schlesiens (*sacra Silencii provincia*) an die Söhne des vertriebenen Polenkönigs Wladislaw. Es wurde dadurch die Trennung Schlesiens vom Polenreiche herbeigeführt, und Schlesiens tritt als selbständiges Land in die Geschichte ein. Seine Fürsten, welche auf deutsche Kriegshilfe und Kulturarbeit angewiesen waren, öffneten der deutschen Ansiedlung Tür und Thor, so daß schon im 13. Jahrhundert die deutschen Kolonisten gegendweise die herrschende Bevölkerung bildeten und im 14. das Slaventum zu den Ausnamsbeständen zählte.

Die Grenze zwischen Schlesiens und Böhmen bildete um das Jahr 1000 ein breiter Waldgürtel, welcher unter dem einheitlichen Namen *Preseca*

¹⁾ Aus der Geschichte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie von Moritz Smets.

noch bis in geschichtlich klare Zeiten erhalten war und der seine spezielle Bedeutung als alte Grenzwehr ausdrücklich betont.¹⁾

Dieser Grenzhag begann, soweit urkundliche Zeugnisse ihn noch nachweisbar machen, am Fuße des Eulengebirges bei Schönwalde, setzte auf das rechte Neisseufer fort gegen Kamenz, um dem Hügelrande über die Gegend von Jauernig und Weidenau bis Ziegenhals entlang zu ziehen, wo er an der Bischofskoppe bei Zuckmantel einen Stützpunkt fand. Von hier ging sein weiterer Lauf nördlich über Lindewiese und Bielitz, folgte weiterhin beständig dem rechten Neisseufer, da seine Fortsetzung jenseits der Oder oberhalb der Neissemündung zwischen Popelau und Groschütz lag, und bildete so die Grenzlinie zwischen den Gauen Slenzane und Opole, welche Sonderung sich unter der Benennung Ober- und Niederschlesien bis auf unsere Tage erhalten hat. Schlesien war nämlich schon von den frühesten Zeiten an in Gaue eingeteilt. So erwähnt schon ein vielleicht dem 9. Jahrhundert entstammendes geographisches Fragment in einer Münchener Handschrift, welches ohne strenge räumliche Anordnung im Osten Böhmens eine Reihe slavischer Stämme und Gaue aufzählt, darunter vier schlesische: Dadosefana, Slenzane, Golensici (das Oppaland) und Opolini (Oppeln). Diesen fügt die vielumstrittene Grenzurfunde des Prager Bisiums noch zwei Gaue, nämlich Trebovane und Boborane (das mittlere Bobergerbiet) hinzu.²⁾

Aus den geschilderten Verhältnissen kann entnommen werden, daß die Burg Karpenstein von den böhmischen Königen zum Zwecke der Landesverteidigung erbaut, erhalten und vergrößert worden ist.

Der erste bekannte, im Glatzer Lande einheimisch gewordene Adelige, welcher die Burg Karpenstein mit dem dazu gehörigen Bezirke, mit Wäldern, Wild, Flüssen, Zoll, Landgericht (Obergericht in Landeck) Dörfern u. als Lehn inne hatte, ist Thamo von Glubos, der Ältere, welcher im Jahre 1337 starb. Das Geschlecht der Glubos führte im Wappenschilde einen goldenen Karpfen, und von diesem erhielt die Burg, welche anfangs jedoch anders geheißen haben soll, den Namen Karpenstein. Dieselbe gehörte im Jahre 1351 Frizzo von Talewitz, welchem 1352 Merfan von Parchowitz folgte. Kaiser Karl IV. löste von diesem Karpenstein im Jahre 1353 wieder zur Krone Böhmens ein und gab sie im folgenden Jahre als Erblehn seinem Bruder Johann, Markgrafen von Mähren. Von diesem ging sie an einen Neffen Jodokus über, welcher sie bis zum

¹⁾ Aus „Schlesien“ von Dr. Partsch.

²⁾ Siehe über die schlesischen Gaue: Zivier, Zur Geschichte der Besiedelung und Germanisierung Oberschlesiens, „Oberschlesien“, Jahrg. II, S. 591.

Jahre 1400 behielt und am 13. November diesen Jahres als Lehngut den Brüdern Konrad und Eberhard von Nymancz übergibt.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts sind die Herzoge von Troppau als Pfandinhaber des Landes Glatz im Besitze der Herrschaft Karpenstein.

Als die Hussiten im Jahre 1428 in das Fürstentum Meisse einfielen und dasselbe verwüsteten und ausplünderten, stellten sich die Herzoge Johann von Münsterberg und Wenzeslaw von Troppau an die Spitze der Schlesier. Bei Wilhelmsdorf in der Grafschaft Glatz kam es zum Treffen, in welchem Herzog Johann fiel und der Sieg unentschieden blieb, obwohl auf beiden Seiten mit großer Erbitterung gekämpft worden war.

Da sich aber Herzog Wenzel von Troppau hinter die Meisse zurückzog, verwüsteten die Hussiten die Grafschaft und zerstörten auch die Burg Karpenstein. Dieselbe wurde jedoch nach dem Rückzuge derselben bald wieder aufgebaut, weil sie zur Verteidigung und zum Schutze des Landes ein wichtiges und notwendiges Bollwerk bildete.

Am 13. Juli 1431 übergab König Sigismund dem damaligen Landeshauptmanne von Glatz, Puota von Czastolowicz, das Land als Pfand. Nach dessen Tode im Jahre 1454 traten seine Erben den Besitz an und von diesen geht das ganze Pfandgut auf den vornehmen böhmischen Baron Hinko Kruschina von Lichtenberg über, unter welchem die Burg zerstört und nicht mehr aufgebaut wurde.

Die Ursache hierzu war folgende: Auf der Burg Neuhaus bei Patzschau saß vor und nach dem Jahre 1440 der Fehde — Ritter Sigismund von Rachenau. Dieser hatte die Stieftochter des Kruschina mit Gewalt auf das Schloß Neuhaus entführt und mißhandelt. Weil nun Rachenau unter der Gerichtsbarkeit des Breslauer Bischofes als Fürsten von Meisse stand, so sagte diesem Kruschina Fehde an. Von seiner Burg Frankenstein fiel er in des Bischofs Land ein, und als sich Rachenau samt seinen Genossen zur Entscheidung nicht stellte, warf sich Kruschina auf Neuhaus und eroberte dasselbe. Die beiden Brüder Rachenau entkamen jedoch und brachten sich auf der Burg Kaltenstein bei Friedeberg in Sicherheit. Kaltenstein wurde am 11. März 1442 vom Bischofe selbst erobert, Sigmund von Rachenau dabei erschlagen, seine Mannen gefangen genommen und in Meisse hingerichtet. Unterdessen hatte Kruschina auf Neuhaus, welches ihm vom Räte der Stadt Breslau als Schiedsrichter in diesem Streite als Eigentum zugesprochen worden war, einen Kastellan eingesetzt, welcher ebenso schlimm als seine Vorgänger war. Da nun überdies Kruschina selbst am 28. Mai 1442 das Kloster Heinrichau überfallen und vollständig ausgeplündert hatte, so bildeten die Städte und Herzogtümer Breslau, Liegnitz, Schweidnitz, Jauer, Münsterberg und Bischof Konrad von Breslau einen Bund gegen ihn, an dessen Spitze sich

Herzog Wilhelm von Troppau stellte. Man griff vorerst zwei seiner Burgen: Karpenstein und Neuhaus an, von denen die erstere am 15. Juni 1443 erobert und bis auf den Grund niedergebrannt wurde.

Im Jahre 1500 war die Ruine im Besitze der Herzoge Albrecht, Georg und Karl von Münsterberg, dann gehörte sie bis zum Jahre 1684 der königlichen Kammer, von welcher sie die Stadt Landeck samt den dazu gehörigen Wäldern kaufte.

Im Laufe der Jahre war aber die Ruine durch Nachgrabungen, welche meistens den Zweck hatten, Werk- und Bausteine für Neubauten zu gewinnen, so verfallen, daß sie nur einem reinen Trümmerhaufen glich, aus welchem die Umrisse der ehemaligen Feste unmöglich zu erkennen waren. Um nun diese ersichtlich zu machen, bildete sich im Jahre 1882 eine Gesellschaft von Landecker Bürgern, aus deren Mitteln unter der umsichtigen und unermüdlichen Leitung ihres Bürgermeisters Herrn Dr. Karl Wehse eine Bloßlegung der Grundmauern bewerkstelligt wurde.

Nach diesen zu urteilen, war der Karpenstein kein Burgstall, welcher nur die notdürftigsten Räume für Wohnung, Küche und Wachdienst in einem turmartigen und von einer Ringmauer umschlossenen Gebäude hatte, sondern eine Hofburg, da außer dem Wartturme oder Bergfried besondere Gebäude für Wohnung der Familie, der Burgmannen, Besatzung und Gefinde, für Vieh und Bewirtschaftung, sowie mehrere Höfe, Zwinger und Keller waren.

Über den Karpenstein haben sich im Volksmunde auch mehrere Sagen¹⁾ erhalten. Die eine erzählt von einem Burgfräulein, welches aus blinder Eifersucht ihren unschuldigen Geliebten erstach und deshalb nach dem Tode keine Ruhe finden kann. Alle hundert Jahre einmal erscheint es in absonderlicher, altfränkischer Kleidung einer Braut. Ist es mit prächtigen und blumenreichen Gewanden angetan und bietet Brot und Früchte dar, so bedeutet die Erscheinung Glück für die Zukunft der Braut; tritt es aber ärmlich gekleidet auf, dann geht die Braut einer kummervollen und tränenreichen Ehe entgegen.

Eine zweite Sage berichtet von einem böhmischen Ritter, welcher sich im Hussitenkriege auf dem Karpensteine festgesetzt hatte und wegen seiner Räubereien weit und breit der Schrecken der Bewohner wurde. Seinen Namen konnte, da er zu schwer für die deutsche Zunge war, niemand aussprechen. Alle fürchteten und haßten ihn, nur ein Mädchen in Leuthen nicht, welches ihm in Liebe zugetan war. Da er sich des Tages allein aus

¹⁾ Nach Dr. Karl Wehse „Herrschaft, Burg und Ruine Karpenstein“, und Max Klose „Führer durch die Sagen- und Märchenwelt der Grafschaft Glatz“.

seinen Mauern nicht vertrauen durfte, so ritt er heimlich in der Nacht zu seinem Liebchen, um mit ihm zu minnen und zu kosen. Auf die Länge der Zeit blieben jedoch diese nächtlichen Ritte nicht verborgen, und die Männer von Leuthen wollten ihm auflauern, um ihn zu töten. Doch der Ritter bekam Kenntnis hiervon und ließ, um seine Feinde zu täuschen, dem Pferde, welches er ritt, die Hufeisen verkehrt aufschlagen. Infolge dieser List spottete er der Wachsamkeit seiner lauerten Gegner einige Monate lang, denn wenn diese aus den Hufspuren im weichen Waldboden schlossen, daß er jetzt hinter den festen Mauern der Burg in Sicherheit sein müsse, weilte er bei seinem Liebchen in Leuthen, oder wenn sie dachten, ihn in Leuthen einfangen zu können, ruhte er sich gemächlich zu Hause aus. Endlich jedoch entdeckten sie die List, lauerten dem Heimkehrenden im Walde auf und erschlugen ihn. Der deutsche Name des Ritters aber, welchen die Leute ihm wegen seiner List gegeben hatten, war „Täuscher“, und der Ort, wo er seinen Tod fand, erhielt den Namen „Täuscher-Wiese“.

Die „Sage vom verliebten Ritter“ wird jedoch auch so erzählt, daß der Burgherr vom Karpenstein, welcher schon in jahrelanger, grimmiger Fehde mit dem benachbarten Ritter auf der feste Heidelberg lebte, in Liebe zu dessen schönem Töchterlein entbrannt war, welche auch erwidert wurde. Zu den heimlichen Stelldicheins bediente sich der Karpensteiner eines Pferdes, welches die Hufe verkehrt beschlagen hatte. Durch die glücklichen Erfolge vertraut gemacht, unterließ er jedoch dann später diese Vorsicht, was ihm auch zum Verhängnisse werden sollte. Der Heidelberger Burgherr, welchem die heimlichen Zusammenkünfte verraten worden waren, lauerte seinem Feinde auf und erschlug ihn.

Eine dritte Sage endlich berichtet von den fabelhaften Schätzen, welche unter den Trümmern des Karpensteins verborgen sein sollen. Dieselben können jedoch nur einmal im Jahre, und zwar wenn der Priester in der Kirche zu Landeck die Christnachtsfeier abhält, gehoben werden.

Eine arme Witwe ging nun zu dieser Zeit mit ihrem einjährigen Knäblein auf die Burg, wo ihr aus einem Felsenkeller bei den Strahlen des Mondlichtes ungeheure Mengen von Gold und Edelstein entgegenblitzten. Schnell trat sie in die Halle ein, setzte ihren Knaben, ein herziges Kind mit blonden Locken und lieblichen Vergißmeinnicht-Augen, neben die Schätze auf den Boden und raffte nun eilig soviel Gold in eine Bürde, als sie zu ertragen glaubte. Während sie noch bei ihrer Arbeit beschäftigt war, hörte sie auf einmal ein unheimliches Dröhnen im Berge. Voll Angst sprang sie auf, ergriff ihre Bürde und eilte mit derselben zum Felsentore hinaus, welches sich auch bald hinter ihr krachend schloß. Froh, mit dem Leben davon gekommen zu sein, trug sie ihre schwere Last nach Hause.

Hier jedoch vermißte sie ihr Kind, welches ruhig im Berge mit dem Spiele von glänzenden Edelsteinen beschäftigt gewesen war und das sie in ihrer Eile mitzunehmen vergessen hatte. Der Verlust ihres kleinen Lieblings schmerzte sie jedoch so tief, daß sie an nichts mehr Freude hatte. Sie schenkte das ganze mitgebrachte Gold den Armen und beschäftigte sich Tag und Nacht nur mit dem Gedanken, die Leiche ihres dem Hungertode preisgegebenen Kindes in der nächsten Christnacht aus den unterirdischen Räumen des Karpensteins zu holen. Endlich nahte die heilige Weihnachtszeit heran und zur bestimmten Stunde fand sich die Witwe am Burgberge ein. Wieder sah sie die Felsen-Hallen im bunten Gefunkel der aufgespeicherten Schätze erglänzen, doch ihr erster Blick suchte nicht diese, sondern nur den toten Körper ihres unvergeßlichen Knabens. Wer beschreibt jedoch ihr großes Erstaunen, als sie ihr Kind frisch und munter an derselben Stelle, wo sie es im Vorjahre gelassen hatte, spielen sah. Es hatte in den beiden Händen einen goldenen Apfel, der mit einem Zweige von Smaragden verziert war und aus seinen leuchtenden Augen strahlte die Freude über die glitzernde Pracht desselben. Schnell erfaßte sie dasselbe und eilte dem Ausgange zu, ohne von dem funkelnden Reichtume auch nur das geringste mitgenommen zu haben. Nur den Goldapfel hatte das Kind behalten und diesen verkaufte die glückliche Mutter dann später und erzielte davon einen so großen Erlös, daß sie samt ihrem prächtig heranwachsenden Knaben das ganze Leben lang ohne Noth und Sorge leben konnte.

Die beste Medizin.

Von

Erna Viereck, Weikersdorf (Mähren).



Wie der Nebel so schwer auf Tal und Wäldern liegt. Ein unfrohes, ungesundes Wetter. „Kirchhofswetter“ nennen es die Leute und sie haben recht. Niemals erklingen so oft die Glocken zum „Ausleuten“ als in jener Spanne Zeit, die den Herbst mit dem Winter verbindet. Bei den Förstersleuten weit draußen — hart am Walde liegt das Haus — litten sie doppelt unter den Unbilden der Jahreszeit. Alte Leute, Kranke und kleine Kinder, alle sind in der Försterei zu finden. Die eisgraue Dienerin Lene — ein „Erbstück“ vom Vorgänger noch — hustet zum Gotterbarmen und humpelt mit ihren gichtischen Knochen im Haus herum. Das sechsjährige Gretle hat einen fest verpackten Hals. Die „Drüsen sind ihr gefallen“, wie der Volksmund geschwollene Mandeln bezeichnet. Das Jüngste, der halbjährige Bub, aber guckt aus trüben, entzündeten Augen, das Näschen ist rot, die kleinen Lippen aufgedunsen und aufgerissen. „Eine arge Grippe“, hat der Arzt konstatiert und der Mutter, die den Jungen stillt, etwas mehr Achtsamkeit für ihre eigene Person anempfohlen, da ihr Herumwirtschaften im Stall und Hof bei dem Wetter schlecht auf den Säugling wirkt.

Im Nebenstübchen aber quält sich ein junges Leben am härtesten. Die Schwester der Hausfrau ist's, ein zwanzigjähriges Mädchen, im letzten Stadium der Schwindsucht. Wie ihr die schwere übelriechende Luft auf derranken Brust liegt, wie der Husten sie stickt und würgt, bis Schweißtropfen auf der bleichen Stirne perlen und sie in halber Ohnmacht zusammenbricht. Heute am ersten Advent-Sonntage war's besonders schlimm gewesen. Die Hausfrau läuft bis zum Abend mit schiefsitzender Morgenhaube herum, abgehetzt und müde im Dienste all der Patienten. „Das Mensch“ (die Kuhmagd) brummt, daß sie um ihren Ausgang gekommen sei, und zu Neujahr

„ziehen“ wolle, wenn das noch einmal vorkäme. Der Hausherr allein läßt sich — erst von einer Forststreuung heimgekehrt — nicht ganz aus seiner Gemütsruhe bringen. Nachdem er Greti und Emil etwas gehätschelt und bedauert hat, die Schwägerin gutmütig nach ihrem Befinden gefragt und mit seinem stereotypen „’s wird schon besser werden“ zu trösten versucht hat, setzt er sich zum Abendtisch, liest die Zeitung und schmaucht behaglich sein Pfeifchen. Daß der Qualm des minder feinen Tabaks der Kranken übel bekommen könnte, fällt weder ihm noch der Betroffenen selbst ein; die Tür ins Nebenzimmer bleibt weit offen und Greti geht zur Tante. Den Finger im Mund steht sie bei ihr und läßt sich Bilder zeigen und erklären. Wenn dieser die Stimme versagt, macht es weiter nicht viel aus. Sie hat die kleinen Geschichten schon so unzähligmale gehört, daß sie sie längst auswendig kennt, und aushilft, wenn Anne die Atemnot übermannt.

Die Mutter erlöst endlich die Magd von dem unfreiwillig übernommenen „Hutschen“-dienst bei dem Kleinen, Ene bringt das Abendbrot herein, man setzt sich zur Mahlzeit, Anna bekommt ihr weiches Ei und das Schälchen Ziegenmilch ans Bett. So unbehaglich der Tag gewesen, der Abend bringt einen Schein der gewohnten Gemütlichkeit. Anna hustet weniger und horcht auf das Plaudern drinnen am Familientisch. Emil blinzelt mit den Augen und macht Miene, einschlafen zu wollen. Er reckt und dreht die Händchen und buddelt das blonde Köpfchen in Mutters Brusttuch. „Hoffentlich bekommen wir eine gute Nacht“, meint die Frau leise. Der Vater gießt ihr den letzten Rest Bier aus der Flasche in ihr Glas. „Trink, Alte, dann schläft der Junge gut; — Schlaf ist die beste Medizin.“ „Ja, und Gretle bekommt einen warmen Ölumschlag um das Hälschen. Dann hören die bösen Schmerzen auf und mein Mädli schnarcht bis zum hellen Morgen mit dem Karo um die Wette.“ — Leise, leise werden alle Vorbereitungen zur Nachtruhe getroffen. Es ist geglückt, Emil in den Wagen zu legen, ohne daß er darüber erwacht wäre. Nun wünscht Frau Bendel der Schwester „Gute Nacht“, sieht noch einmal nach dem Rechten und schließt die Tür. Es ist ihr nicht aufgefallen, wie die „Friedhofsrosen“ auf Annes bleichen, eingefallenen Wangen heißer, abgezirkelter denn je, glühen, wie fieberhaft erregt die dunkeln, traurigen Augen brennen.

Anna ruht halb sitzend in den Kissen. Die wundte Brust fliegt, die schmalen Hände sind krampfhaft verschlungen. „Schlaf ist die beste Medizin“, hat der Schwager gesagt. Wie recht er hat! Wie sie sich nach Schlaf sehnt, nach einem guten, traumlosen, festen Schlaf, den sie — ach! — seit fast einem Jahre nicht mehr kennt. Aber den bringt ihr kein Mittel mehr. Der Doktor hat’s mit dem und jenem versucht, aber der schauerliche Husten spottet ihrer aller. Und, wie sie sich vor den endlos langen Winter-

nächten graust, die nimmer aufzuhören scheinen, wo sie wach daliegt und zusieht, wie das Nachtlichtchen trüber und trüber brennt, bis es endlich ganz verlöscht. Leise — lautlos! Wie oft hat sie das dumme Ding beneidet. Wenn's mit ihr nur auch erst so weit wäre! Aber sie hat gehört, wie der Doktor neulich draußen zur Schwester sagte: „Bis zum März könne es wohl noch dauern“. Also noch einen ganzen ewiglangen Winter hindurch! Ein Hustenanfall unterbricht ihre Gedanken. Sie sucht ihn möglichst zu dämpfen, um die Schläfer nebenan nicht zu stören. Das schmerzt und brennt freilich doppelt so heftig, aber — sie ist Bendels so vielen, vielen Dank schuldig! Die Schwester — mein Gott, von der ließ sich's noch eher begreifen, aber dem Schwager konnte sie's nie hoch genug anrechnen, daß er ihr das Plätzchen in seinem Hause gönnte — zum Sterben! Als sie vor einem halben Jahre hier einzog, „zur Erholung“, wie der Arzt ihr sagte, aufgegeben, wie sie gar gut fühlte und wußte, hatte wohl keiner gedacht, daß es so lange dauern würde. Auf etliche Monate reichten ihre Ersparnisse, die sie als Näherin gemacht, wohl aus, um Arzt und Apotheke zu zahlen, der Schwester, so sehr diese sich auch sträubte, ein winzig kleines Kostgeld zu geben. — Auch ein paar schöne Gulden blieben noch auf ein anständiges Leichenbegängnis, mit zwei Geistlichen und dem schönen Bahrtuch mit den Seidenquasten. Vor dem andern, dessen Benutzung um drei Gulden billiger war, graute ihr. Da hatte der Sarg des verstorbenen Naz darauf gestanden, der sich droben im Föhrenwald erhängt hatte. Seitdem war es ihr zur fixen Idee geworden, für sich das Schöneren zu sichern. — Nun aber waren die Ersparnisse fast aufgezehrt, nur das Geld für das Begräbnis war noch unberührt. Dauerte es aber noch bis zum März, dann, dann — und sie konnte die Verwandten nicht einmal bitten, ihr den letzten, törichten Wunsch zu erfüllen. Sie wußte, wie knapp, wie schrecklich knapp der Gehalt reichte, besonders seitdem auch Emilchen eingerückt war. Und als vor einem Jahre Bendels Mutter starb, hatte auch sie das billigere Bahrtuch bekommen, als ganz selbstverständlich, denn die drei Gulden mehr spendierten nur die Honoratioren des Ortes ihren Toten. — Anne langt in die Tischlade und nimmt die Briestasche heraus. Sie ist noch von ihrem seligen Vater und umfaßt ihr armseliges, kleines Vermögen und ihre lechtwillige Bestimmung in Form eines rührend-schlichten Briefes an die Schwester. — Zum hundert- und aberhundertsten Male rechnet sie: „1 fl. das Geläute — 12 fl. der Sarg — 15 fl. die Einsegnung — 2 fl. das Grab — 1 fl. 50 Kr. für die Leichenfrau“. Es würde gerade langen und es blieben noch ein paar Gulden als Lohn für die Magd und Lene, die ihr hin und wieder doch einen Handgriff leisteten. Aber Gott müßte ein Einssehen haben und sie bald — sehr bald zu sich nehmen.

Weshalb es nicht erlaubt ist, daß der Arzt die hoffnungslose Todesqual eines Menschen verkürzt? Als der alte Dackel blind und elend war, bekam er die „blaue Bohne“, und der Schwager sagte, das sei das beste Mitgefühl, das man dem armen Tiere beweisen könne. Sie beneidete den Dackel, der sicher nicht halb so viel Schmerzen hatte ausstehen müssen, als sie.

Wieder ein Hustenanfall, schlimmer erstickender denn je. Keine Möglichkeit ihn zu unterdrücken. Aus der Nebenstube hört sie leises Weinen, Emil ist erwacht. Die Mutter nimmt das Kind, sie schiebt ein Weilchen den Wagen hin und her und summt schlaftrunken eine alte Melodie. Dann wird's wieder still. „Das Bier hat seine Wirkung getan und der Ölumschlag auch. Die alte Lene hat sich einen Eibischwurzelttee gekocht und warmen Hanf um die geschwollenen Glieder gewickelt —, da hat sie sicher auch Ruhe gefunden, nur ich — ich.“ Mit einem fast verächtlichen Blick streift sie die leeren Gläschen und Schächtelchen auf ihrem Nachttisch. Wie viel Geld das Zeug gekostet hat, und geholfen hat's nichts, gar nichts. Im Gegenteil, schlimmer war's, wenn sie, von den Schlafmitteln halb betäubt und doppelt der Ruhe bedürftig, immer wieder und wieder aufgeschreckt wurde. Und der schwere Kopf am andern Morgen, die nicht zu bekämpfende leise Übelkeit. Nein, die Mittel helfen ihr alle nichts, für sie gab's nur noch das letzte, beste. Warum es so lange auf sich warten ließ? — Nun ist sie wieder bei dem Gedanken angelangt, der sie nicht mehr loslassen will. „Lene hilft sich, so gut's geht, die Schwester greift zu dem, was den Kindern die beste Linderung verspricht, wo läge das Unrecht, wenn — wenn...“ Aber es ist eine schwere Sünde, vorzeitig und ungerufen aus der Welt zu gehen. Ach Gott! ungerufen! Gerufen ist sie ja schon lange, lange, der Weg ist nur so verzweifelt weit und mühevoll. Wenn sie ein Stückchen abkürzte, das letzte, allerschlimmste Stückchen? Wenn auch sie ein Schlafmittel suchte, von dem sie weiß, daß es ihr hilft? Sie hat sich schon ungezähltemale den Tod herbeigesehnt, die Möglichkeit, ihn zu beschleunigen, ist ihr aber noch nie gekommen. Es ist wohl auch nur ein Fieberwahn! Womit sollte sie ihn herbeiführen? Im ganzen Stübchen wäre wahrlich nichts zu finden, selbst wenn sie nicht schon zu schwach wäre, um das Bett zu verlassen. Da, — ist's Zufall, ist's Schickung? — fällt ihr Auge auf den kleinen, eisernen Ofen. Die Kohlen glimmen noch, die Schwester hat knapp vor'm Schlafengehen tüchtig nachgelegt, damit Anna über Nacht nicht kalt habe. Ob er wohl Sie hat nie darauf geachtet, jetzt neigt sie sich weit, weit vor, um einen Blick auf die Wand hinter dem Ofen zu gewinnen. Ja, richtig, da ist der Schieber der Klappe! Ein Band ist oben daran befestigt, und hält sie, unten an einen Haken geschlungen — offen. Ob sich das Band wohl erreichen ließe? Sie dehnt

und streckt sich, an den Zweck denkt sie momentan gar nicht, ihr ganzes Wünschen und Streben hängt nur daran, das Band zu erreichen. Aber es ist unmöglich; noch über einen halben Meter fehlt. Sie setzt sich frei auf, schiebt die Füße, über die sie die Nacht verloren hat, mit den Händen zur Erde und rutscht, oben sitzend, an das andere Ende des Bettes. Es geht ganz gut; sie ist ordentlich stolz, wieviel Kraft ihr noch verblieben ist. Jetzt versuchte sie's wieder, das Band zu fassen, aber nun ist der Ofen im Weg, der das direkte Zugreifen unmöglich macht. Daß sie daran nicht gleich gedacht hat! Was tun? Ach was, sie ist ja noch garnicht so hinfällig, nur die rechte Willenskraft, dann werden die paar erbärmlichen Schrittlchen schon noch zu machen sein. Es fällt ihr plötzlich ein, wie sie als blutjunges Kind täglich den weiten, weiten Schulweg lief, nur um „daheim“ zu sein, nicht bei der Pate, die im Schulort wohnte, nächtigen zu müssen. Wie oft glaubte sie damals, wenn der Schneesturm über die Ebenen pfiß, sie könnte nicht weiter. Aber, ein bischen warten, „verschnauften“ und wieder trachten die folgamen kleinen Füße in den schweren Schuhen. Ein bischen warten — das kann sie ja auch jetzt. Sie schiebt das zusammengeknüllte Federbett hinter den Rücken und sitzt, die Füße herunterhängend, still. Ihr ist leicht, fast behaglich zu Mute. Gewiß, die paar Schritte wird sie nachher ganz leicht machen! Nur das dumme Herzklopfen muß sich erst wieder legen, das stößt und ruckt, fast bis in den Hals hinauf. Sie lehnt sich zurück und schließt ein wenig die Augen. Der Gedanke an das Sterben ist in weite Ferne gerückt. Die große Tat liegt ja dazwischen, „bis zum Band gelangen“. In ihrem fieberhaft erregten Gehirn hat nichts anderes Raum, alles dreht sich um den einen Punkt. Sie fühlt, wie eine Schwäche — oder ist's Schlaf? sie anwandelt. Zweimal erwehrt sie sich deselben, dann wird's ihr so eigentümlich — so eigentümlich! Sie sitzt doch unbedeckt im leichten Nachtgewand, und doch umfließt sie's, wie eine warme Blut, die immer höher steigt, bis an den Mund heran — alle Schmerzen sind wie fortgewischt, es rauscht und summt ein Weilschen vor ihren Ohren, dann tauchen liebe, bekannte Stimmen aus dem Gewirr auf. Der tote Vater, die tote Mutter, längst verstorbene, liebe Verwandte — alle, alle sind sie da. O nein! Nun will sie nicht sterben, sie wird gesund werden, sie ist ja noch so jung und das Leben ist so schön, wunderschön

In der früh als das Ehepaar Beudel erwachte, freuen sich die Eltern, wie gesunde, rosige Bäckchen der Schlaf den kranken Kindern gemalt hat. Es war eine gute, erquickende Nacht gewesen. „Auch Anna hab' ich nur einmal husten gehört“, sagt die Mutter, und öffnet leise die Thür, nach der Schwester zu sehen. Mit einem Schrei fährt sie zurück. Am Fußende des

Bettes sitzt das Mädchen, blutüberströmt, den Kopf weit hintenübergelegt, eifig, kalt — tot. Der Mann sucht die Fassungslose zu beruhigen und bettet die Leiche auf das Lager. „Was sie nur grad' wollte, durch Wochen hat sie's nicht mehr versucht, das Bett zu verlassen“, klagt schluchzend die Frau. Der Förster fährt mit der rauhen Hand über die geschlossenen Augen der Toten. „Mein Gott, Kind, in der Todesnot hat sie wohl eben aufwollen, Erleichterung, Hilfe suchen. Es stirbt keines gern — keines!“ und er führt die jammernde Frau langsam aus dem Sterbezimmer.

Im Hüttenpark.

Von

Bernhard Schäfer, Jährze.



icht in die Einsamkeit begehrt mein Sinn,
Und nicht als Klausner möcht' ich weltseu wohnen;
Mir gab Gemeinschaft köstlichen Gewinn —
Ich will ihr nicht mit schnödem Undank lohnen.

Ich schwimme lieber in dem Strom der Zeit
Und treib' im Menschenschwarme ohne Sträuben,
Und sieh — ich finde meine Einsamkeit,
Wenn seine tausend Stimmen mich betäuben.

Gern aber flieh' ich manchmal vor dem Drang
Der eig'nen Brust in dieses Gartens frische,
Gleichwie ein Tänzer wohl minutenlang
Vom Reigen ruht in einer kühlen Nische.

Hier schreit' ich langsam, ohne Gier und Hast,
Bis mir des Herzens Aufruhr still vergangen.
Vertraulich streift ein Baum mit schwankem Ast
Zuweilen wohl mir väterlich die Wangen.

Manch Duftgestirn hält mich in holdem Bann;
Auch Knospen sah ich, zarte, blattumhegte,
Und lächelnd denk' ich, daß der Gärtnersmann
Für mich allein die Pracht zum Willkomm pfl egte.

Mein Blick, mein Sinn versinkt im fatten Grün,
 Ein müß'ger Märchentraum will mich beschleichen —
 Da seh' ich's plötzlich durch die Zweige glüh'n,
 Die Esse loht, es klingt von hellen Streichen.

Und jeder Hammerschlag sagt: „Auf zur Tat!
 Dir selbst gehörst du nicht und deinen Träumen!
 Am Wohl der ganzen Menschheit übt Verrat,
 Wer da nicht wirkt froh und ohne Säumen.“

So lebe wohl, du Schattenfühler Park!
 Nicht Märchenfahrten will ich mir erdichten;
 In treuer Arbeit will ich stet und stark
 Das Heldentum der neuen Zeit verrichten.

Ein Beitrag zur Zigeunerplage in Oberschlesien.

Von

M. Dworski, Ober-Lagiewnik.

Seid Menschengedenken boten die Wälder des südlichen Oberschlesien vielfach Schlupfwinkel für durchwandernde Zigeunerfamilien und -Gesellschaften, die zuweilen auch jahrelang bettelnd und stehend bestimmte Ortschaften — Walddörfer des Kreises Gleiwitz, wie Quarghammer, Schierakowitz, Łatscha, Boitschow u. — heim suchten. Ihr beliebtestes Absteigequartier war, meines Bedenkens, die sogenannte „Heideschänke“ in Łatscha, wo so manches Familienereignis, Taufe und Hochzeit, bei fröhlichem Schmause des leicht „verdienten“ Geflügels und Spanferkels und gütlichem Trunke gefeiert wurde. Der die Schänke jahrelang innehabende Schankwirt G. gab im eigensten Interesse den Tauf- und Trauzeugen ab. Auch mancher Strauß der heißblütigen Rasse — veranlaßt durch Eifersucht oder Habgier — brachte dieser blutige Köpfe und arge Verwundungen bei; spielte doch bei ihnen das Messer eine Hauptrolle. Die Frauen dagegen, die der männlichen Partei an Kauflust und Energie durchaus nicht nachstanden, bedienten sich bei solchen Anlässen ihrer armen Sprößlinge, die sie einfach an den Füßen zu fassen suchten und so als Prügel benützten.

Dem Treiben der braunen Gesellschaft suchten mit der Zeit Polizei- und Forstorgane zu steuern. Jeder ermittelte Zigeunerzug wurde über die Grenze gebracht.

Dadurch sind die Vagabundierenden vorsichtiger, uns aber gefährlicher geworden; sie zogen sich zurück und lauerten manchem nichtsahnenden Wanderer auf, um ihn auszuplündern und ihr Mützchen an ihm zu fühlen. Bin ich doch selbst 1894 ein Opfer ihrer Rache geworden.

Im Juli genannten Jahres unternahm ich, trotz ungünstigen Wetters, eine Partie von Rudzinitz nach Schierakowitz, ca. 8 km Waldweg. In der 10. Stunde vormittags erreichte ich, nachdem ich Łatscha passiert hatte, den Grenzweg Rachowitz-Schierakowitz, als ein vielleicht 11 jähriges Zigeunerbürschchen aus dem hohen Holze unvermutet neben mir auftauchte und mich in seiner schmeichelnden, lauernnden Art um den kaum angerauchten Tabak bat. Zu meiner Rechten erstreckte sich eine ca. 6 jährige Schonung. Bemerkt sei, daß Groß und Klein, Männlein und Weiblein dem Tabakgenuß in jeglicher Weise huldigt.

Um den lästigen Gesellschaftler loszuwerden, überließ ich ihm den Nikotinstengel, gleichzeitig aber suchte mir der Schlingel mit Gewalt die Uhr nebst Kette loszureißen. Ich belehrte ihn durch eine wohlfeile Ohrfeige eines Bessern. Augenblicklich bot sich mir ein andres Bild. Der Bursche war der für mich ausgeworfene Köder. Dessen Heulen schloß sich mir hinterrücks ein markerschütterndes Gekreisch an. Wie von Furien gehetzt heftete sich ein Trupp Zigeuner — Männer und Weiber — an meine Fersen. In der nicht gerade einladenden Situation suchte ich mein Heil in der Flucht. Die Entfernung zwischen mir und den Verfolgern wurde aber immer geringer. Im äußersten Augenblick — allerdings noch in ziemlich weiter Entfernung — erblickte ich in der Schonung Förster G., der mir auf meinen Hilferuf eilends entgegen lief. Das Gewehr im Anschlag donnerte er die Anstürmenden mit der Weisung an, jeden niederzufallen, der weiter vordringe, was nicht ohne Erfolg blieb. Mit wüstem Lärm und allerhand Verwünschungen und Flüchen zog das Gefindel ab.

Diesmal kam ich mit bloßem Schreck davon. Anders sollte mir der Heimweg bekommen.

Diesen trat ich nach vergnügter Erholung und halbem Vergessen meines Erlebnisses in später Nachtstunde — mit der Absicht, nicht bemerkt zu werden — wohlgenut an. Die Überfallstation passierte ich geräuschlos und ohne Unfall. Von einem Zigeunerbiwak war nichts zu hören und zu merken. Mit erleichtertem Herzen erreichte ich wiederum Łatscha, umging die bekannte „Heideschänke“, das Zigeunerasyl, und gelangte an die Grenze der Raudener-Rudzinitzer Forsten, die durch eine Grenztafel markiert ist. Rechts und links tiefe Gräben — feuchter, sumpfiger Boden — laubenartig von hohem Holz umgeben — ein unheimliches Fleckchen; ist doch noch heut im Volksmunde diese Stelle verrufen — durch Umgehen böser Geister; doch

darauf einzugehen, ist nicht meine Absicht. Ungefähr 50 Meter vorher bemerkte ich rechter Hand in dem ungefähr 30 jährigen Holz ein Knistern, annehmend, hervorgerufen durch ein etwa aufgeschrecktes Wild. Ich wurde aufgelauret! An der Grenztafel setzten mehrere Gestalten, die ich bei dem sprühenden Regen und der herrschenden Finsternis nicht zu unterscheiden imstande war, über den tiefen Graben und — im selben Augenblick — hieben diese mit furchtbaren Schlägen auf mich ein. Meine Besinnung schwand. Doch der plötzlichen gefährvollen Lage bewußt werdend, suchte ich in wahnsinniger Wut und Furcht durch wuchtige Faustschläge meinen Durchbruch zu erzwingen; mehrere Gestalten wankten zu Boden und ich — durch genügende Kenntnis der Ortslage und instinktmäßige Einlenkung in den mir bekannten Forst rettete mein Leben. Durch einhalbstündliche, rasende Flucht, der sich so viele Baumhindernisse entgegenstellten, täuschte ich meine Verfolger, bis ich eine Richtung — die heimatlichen Fluren — erreichte. Mein Glück! Blutüberströmt, lechzend, meines Augenglases, der Kopfbedeckung und des Schirmes verlustig, gelangte ich endlich in meine elterliche Wohnung.

Nach wochenlangem Krankenlager waren die Spuren des Überfalles überwunden.

Trotz sofortiger Anzeige von Seiten meines Vaters ist eine Ermittlung der gefährlichen Gesellschaft nicht zu ermöglichen gewesen. Unzählige Fuß- und Blutspuren an bewusster Stelle zeugten für den Überfall, sowie frisch erloschene Feuerherde auf der angrenzenden Babcisk-Wiese von einem geräumten Zigeunerlager.

Daß solche braune Gesellen noch weiter in der Umgegend ihr Wesen trieben, beweist der Lustmord, der am 17. Juli 1898 in der Nähe meiner Unfallstation durch Zigeuner Poppe und Komplizen an zwei Mädchen verübt worden ist.

Ständchen.

Von

Marie Oberdieck, Breslau.



Die junge Nacht, die Freundin stiller Liebe,
 Legt leichte Schleier über Flur und Hain,
 Des Geißblatts Duft dringt in dein Fenster ein,
 Berauschend süß, und all die Blüentriebe,
 Sie ranken sehnsuchtsvoll zu dir hinein!

Mit ihrem Hauche schwebet meine Seele
 Zu dir, zu dir! und meiner Liebe Lied,
 Das zitternd, glühend meiner Brust entflieht,
 Auf daß es heimlich dir ins Herz sich stelle,
 Wie Opferduft zu dir, Geliebte, zieht.

Zeigst du dich nicht? Ob ich dich gleich nicht sehe,
 Weiß ich, du blickest lauschend in die Nacht.
 Schaust du den Mond, der dir ins Fenster lacht?
 Er ist uns hold; sieh, seines Zaubers Nähe
 Zum Paradiese uns die Erde macht!

Willst du dich nicht zu mir herunterneigen?
 Warum entziehst du dich mir, schönes Bild?
 Scheucht dich mein Lied, von Liebesglut erfüllt,
 Du Angebetete, so will ich schweigen
 Tief wie die Nacht, die lautlos uns umhüllt.

Bugst du dich endlich doch zu mir hernieder?
 Seh ich im Mondenschein dein Angesicht?
 O bleib, geliebte du, entfliehe nicht!
 Da du es willst, verstummen meine Lieder,
 Und schweigend meine Seele zu dir spricht.

Troubadourlied.

Von

Marie Oberdieß, Breslau.

Ehr fragtet scherzend mich beim Mahl,
 Zu welcher Frauen Ehren
 So oft den funkelnden Pokal
 Zum Grund ich möge leeren.
 Wißt denn, wie in der Einsamkeit,
 So in der frohen Kreise
 Den feur'gen Becher jederzeit
 Leer' ich zu Einer Preise!

Ihr fragt, warum zwei Bänder ich
 Um meine Laute winde,
 Ob zweier Frau'n Gedenken sich
 In mir nicht so verbinde.
 Viel schöner Frauen Angesicht
 Sah ich auf weiter Reise;
 Was dieser Bänder Sprache spricht,
 Dient nur zu Einer Preisel

Ihr Sinnbild ist das weiße Band,
 Daß ich's euch nicht verhehle,
 So weich wie ihre güt'ge Hand,
 So licht wie ihre Seele;
 Das blaue gab sie selber mir,
 „Gedenk' mein“, sprach sie leise —
 Der beiden Bänder bunte Zier
 Trag' ich zu Einer Preisel

Ihr fragt, ob meiner Lieder Schar
 Zu vieler Lob nicht klinge;
 So wißt, ob ich von blondem Haar,
 Von braunen Locken singe,
 Ob voller Leidenschaft erschallt
 Und stürmisch meine Weise,
 Ob zart und innig sie verhallt,
 Sie klingt zu Einer Preisel

Entfremdet.

Von

Marie Oberdieck, Breslau.

Ich sehnte in der Ferne
 Mich so, daheim zu sein;
 Nun weil' ich eine Fremde,
 In meinem Kämmerlein.

Mich freuen nicht die Kressen,
 Die blüh'nden, am Altan,

Der altvertraute Blick nicht
Den breiten Strom hinan.


Ich grüße nicht den Morgen
Und nicht das Abendrot;
Erstorben ist die Freude
Und alles Leben tot.

Ach, meine Seele suchet
Dich in der Welt da drauß;
Sie kann dich nimmer finden
Und kehrt doch nicht nach Haus.

Herbstfreude.

Von

Marie Oberdieß, Breslau.

 will ich ruhen, denken nicht,
Das wohlige Gefühl nur fassen,
Mich von dem warmen Sonnenlicht
So wonnesam durchglüh'n zu lassen
Und — jene Eiche dort zu schau'n.
Wie Bernstein leuchtet's in den Zweigen
In gold'gem, lichtdurchtränktem Braun.
Rotglühend, will ein Ast sich neigen
Hinab zum Spiegelbild im Teich,
Das leis erhebt bis in den Wipfel;
Und mit des Himmels blauem Reich
Vermählt sich droben stolz der Gipfel.
O gold'ne Welt! Das Herz mach' weit,
Das nicht mehr um sein Glück bestohlen;
Ich habe aus verlorn'ner Zeit
So viel, so viel ja nachzuholen.

Der Berggeist.

Von

Carl Klings, Schöneberg bei Berlin.



Die Uhr schlug zwei. Es klang schläfrig und wie aus der ferne. Denn der Tabaksqualm, der gleich einem dicken Schwaden sich gegen Wand und Decke stemmte, dämpfte den Schlag zu mattem Summen. Trotzdem überhörte niemand die Mahnung, die laut aus dem leisen Erzerbeben schrie. Aber nur einem ging sie zu Herzen, dem „roten Valek“, der schon lange stumm vor seinem Glase saß. Nun trank er den Rest aus und stand auf. „Jetzt ist's aber Zeit. Drei Stunden muß ich schlafen.“

Der Mann mit der Harmonika, hinten am Ofen, der an keinem Sonntagabend fehlte, stimmte schnell ein rührsames Volkslied an, das alle kannten, und die Tischgesellschaft fiel, ganz wie er wollte, gleich bereitwillig ein. Nur Valek ließ sich nicht verlocken. Er stülpte sich die Mütze auf den Kopf und ging, oder vielmehr er schwankte. Doch merkte das weiter keiner, als der Schankwirt, der alte Isaak, der blinzeln neben seiner schwarzen Rebekka vorn am Schenkkims lehnte.

Mit einem tiefen Bücklinge, wobei er ehrfurchtsvoll sein rotes Häppchen lüstete und sein rechtes Bein in zierlichem Bogen nach hinten schwang, öffnete er dem Scheidenden die Tür. Als er aber sah, wie sauer dem das Überschreiten der Schwelle ward, trippelte er betulich hinter ihm drein und zupfte draußen ihn am Ärmel. „Herr Valek, ein' Augenblick! Herr Valek, Se sind mer ä traier Gast, Se sind mer ä fainer Gast, aber Se müsse jetz fort, ich weiß, ich weiß, Se müsse zur Zeit in de Grube. Und der Weg is' zum halsbreche zu schlecht, und de Nacht is' schwarz, is' schwarz wie der Tod. Herr Valek, der alte Isaak möcht' sich erkenntlich zeige. Komme Se, Herr Valek!“

Valek verstand kaum, was der kleine Jude wollte. Aber widerstandlos ließ er sich von ihm fortziehen, durch den dunkeln Flur und die Tür hinaus in den engen Hof.

„Nehme Se Platz, Herr Valek, gefälligt!“ sagte Isaak und drückte den Bergmann, der im Gehen und Stehen schon halb schlief, sanft in das Kastenwägelchen, das neben der Haustür stand. Dann ging er und zog seinen „Hans“ aus dem Stalle, einen gewaltigen, schwarzen Ziegenbock, der zum Ziehen abgerichtet war. Die späte Ruhestörung aber behagte dem Tiere durchaus nicht. Trotzig und verschlafen stemmte es seine Hufe gegen

die Dielen und ließ sich erst nach langem Ziehen und Schieben ins Geschirr und an die Deichsel zwingen. Nun aber stand es fest wie eingewurzelt. Kein Schmeicheln und kein Streicheln half. In seiner Verzweiflung fand Isaak einen alten Besen, der am Boden lag, und gerbte dem störrischen Boock das Fell. Er tat keinen Schritt von der Stelle. Nur mit den Hörnern schupfte er manchmal. Plötzlich aber, gerade als der kleine Jude es am wenigsten erwartete, sprang er vor und sauste davon in rasendem Galopp. Der Wagen schleuderte nach rechts und nach links. Alle Augenblicke schlugen die Räder ihm in die krummen Beine, aber die Zügel ließ Isaak nicht locker. Er trabte schnaufend neben dem betrunkenen Gefährt dahin; ohne ein Wort des Jornes. Endlich beruhigte sich der Boock und fiel in seinen muntern Trippelgang. Und nun fand Isaak endlich Zeit, sich nach seiner Fracht umzusehen. Gottlob: Valek lag noch im Wagen. Seine Hände klammerten sich krampfhaft an die Bretter. Und der Boock hatte zufällig auch die gewünschte Richtung eingeschlagen. Schon kam das Haus in Sicht, worin Valek wohnte.

Isaak begnügte sich aber nicht, seinen Fahrgast einfach an der Tür abzuladen. Er band den Ziegenboock an das Fensterkreuz und brachte den Bucher zu Bett. Das ungeduldige Tier rannte indes wütend mit den Hörnern gegen die Wand, und als das nichts half, wandte es sich gegen den Wagen. Er polterte, als hätte der Boock ihn umgeworfen. Doch ruhig tat der kleine Jude, was er für nötig hielt, und erst als er dem Schlaffüchtigen die Decke bis an die Nasenspitze gezogen, schlich er auf den Zehen aus der Stube.

„Angenehm zu ruhen, Herr Valek!“

Valek aber hörte den Gruß nicht mehr. Schon durchfluteten verworrene Träume seinen Schlaf. Bild drängte sich an Bild in wilder Hast.

Plötzlich rief jemand seinen Namen, ganz laut und deutlich, dreimal, und er — erwachte. Auf leisen Füßen schlich die Morgendämmerung durchs Zimmer. Der matte Glanz ihres Schleiers schlug ihm ins Gesicht. Das brannte wie Feuer, und er rieb sich die Augen. Es blieb aber still, und schnell, um weiter zu schlafen, wühlte er sein Gesicht tief in die Kissen. Indem schlug die Uhr. Er zählte die heiseren Schläge und fuhr erschrocken auf. Wie? Drei Stunden waren schon um? „Lügnerin!“ schrie er zornig. Aber das Ziffernblatt warf ihm höhnisch die Wahrheit an den Kopf. Da stand es schwarz auf weiß. „Begreife das, wer kann“, murkte Valek, „das ist Hexerei. Stunden gehen wie Minuten.“ Er war doch gestern Abend rechtzeitig aufgebrochen, um noch gut auszuschlafen. Aber wie war er eigentlich nach Hause gekommen? wann und mit wem? Es schien ja, als wär’ er heimgeflogen. Das Gedächtnis ließ ihn ganz im Stiche. Nicht den geringsten Schatten stöberte die Erinnerung auf.

Er hätte sich den Kopf zergrübelt, aber ein ungestümes Pochen an der Thür rüttelte ihn auf. Und eh' er „Herein“ rufen konnte, trat der Häuer Wrubel in die Stube. Er war so aufgeregter, daß er den Morgen-
gruß vergaß.

„Herr Steiger, Herr Steiger — der Berggeist!“

Valeß starrte ihn sprachlos an.

„Der Berggeist — Herr Steiger!“ stammelte der Häuer noch einmal.

„Der Scharbnif? Wo?“

„In der Grube.“

Der alte Mann zitterte an allen Gliedern. Sein Gesicht war wie die Wand.

Valeß wußte nicht, sollt' er lachen oder fluchen. Zum Lachen reizte die Aufregung des Häuers, zum Fluchen sein dummer Aberglaube und die Dumpfheit im eigenen Kopfe. Ärgerlich fragte er: „Habt Ihr ihn gesehen?“

„Ich? Nein.“

„Wer hat ihn also gesehen? Wie sah er aus? War's ein Mäuslein, oder eine Spinne, oder gar nur eine fliege?“ höhnte Valeß.

„Gesehen hat ihn keiner, Herr Steiger, aber gehört haben wir ihn.“

„Gehört also. Und wer hat ihn gehört?“

„Wir alle. Erst die Schlepper, die, wie es so Brauch ist, zuerst einführen, und dann wir, die Häuer.“

„Und was habt Ihr gehört? Was hat er gesagt? — Daß Ihr alle miteinander Dummköpfe seid?“

„Gesagt hat er nichts. Aber gelacht hat er, Herr Steiger, so schrecklich, daß sich einem das Herz im Leib umdreht, und auf und abgelaufen in der Strecke ist er wie toll.“

„Das habt Ihr wirklich gehört? — Und nun soll ich kommen und den Berggeist fangen?“ sagte der Steiger mit gutmütigem Spott. „Wrubel, Ihr seid ein altes Weib. Es war Sonntag gestern, und Eure Köpfe sind heut noch nicht ganz klar, — das ist es, deshalb spuckt es. Aber es spuckt in Euern Köpfen, nicht in der Grube. Geht und fahrt getrost ein.“

„Sie weigern sich alle, Herr Steiger.“

„Dann sind alle entlassen, sagt ihnen das.“

Der Häuer ging. Valeß sprang aus dem Bett und legte eilig sein Fahrzeug an.

Als er hinter dem Huthause hervortrat, sah er die Bergleute, Häuer und Schlepper, in erregten Gruppen um die Einfahrt stehen. Da sie ihn erblickten, schwiegen sie verlegen. Er wollte sie zornig anfahren. Das Entsetzen aber, das in ihren Augen, und die Furcht, die auf allen Gesichtern lag, entwaffneten ihn, und er spottete nur lächelnd: „Also, der Kasper spuckt?“

Die Bergleute schlugen Kreuze bei diesen Worten und starrten ihn argwöhnisch an.

„Warum fahrt Ihr nicht ein?“

„Der Berggeist ist drunten“, antworteten sie dumpf.

Der Steiger versuchte zu lachen. Angesichts der ernststen Mienen aber gelang es ihm nur halb. „Wer glaubt heut noch an den Skarbnik und dergleichen Gespensterspuck? Wie oft hab ich's Euch schon gepredigt: Es gibt keinen Berggeist!“

„Sagen Sie das nicht, Herr Steiger“, rief der Häuer Wrubel eifrig. „Mein Großvater — —“

Aber Valek wehrte ab. „Wrubel, das habt Ihr mir hundertmal schon erzählt, wie der Skarbnik Euerm Großvater die Hand abriß. Was war er so dumm und reichte ihm die Grubenlampe nicht auf dem Stiel der Keilhaue, sondern mit bloßer Hand. Nein, das beweist nichts. Da könnte mir jeder etwas erzählen. Hier z. B. der Kosik: Sein Großvater hat den Berggeist mit Semmeln gefüttert. Drüben der Ksienik: Euren Vater hat er geohrfeigt, nicht wahr? Bialas, Deinen Urgroßvater von der mütterlichen Seite hat er an den Stoß gequetscht. Ist's nicht so? Einem andern Erzvater hat er Öl auf die Lampe gegossen, Öl, das nicht abnahm. Aber, was beweist das alles? Nicht mehr, als daß Eure Großväter dumme, abergläubische Tröpfe waren. Heut sind sie tot, und heut ist auch der Skarbnik tot. Der ist mit ihnen gestorben. Warum hab ich ihn noch nicht gesehen, und noch kein Mensch, der Vernunft und Herz hat?“

Kopfschütteln und mißbilligendes Murren begleitete seinen leisen Spott. Nur die Worte: „Wir haben ihn gehört, wir haben ihn gehört!“ klangen deutlich hervor. Und er fragte schnell:

„Wer hat ihn gehört?“

„Wir alle“, antworteten sie im Chor.

„Wer zuerst? Wer ist zuerst eingefahren?“

Ein hochgeschossener blasser Bursche von etwa sechzehn Jahren trat vor.

„Sajonz, Du?“ fragte Valek, als hätt' er das vorausgesehen. „Und Deine Furcht hat alle angesteckt, selbst die alten Häuer! Aber Deine Furcht begreif' ich, und Dir nehm ich den Glauben an den Skarbnik am wenigsten übel. Der Vater ist Dir in der Grube verschüttet worden. Das macht abergläubisch.“

„Der Berggeist hat ihn getötet“, bestätigte der Bursche weinerlich. „Als fliege summt' er ihm um den Kopf und setzte sich an die Wand. Im nächsten Augenblick zerquetschte der Einsturz ihm die Brust.“

„Und heut hast Du den Kasper selber gehört. Was hast Du gehört? Erzähl' mir's einmal!“

„Ich hatte noch einen Fuß auf der Fahrt“, sagte der junge Schlepper gehorsam, „da hört' ich hinter mir ein sonderbar' Lachen. Es klang aus der Hauptstrecke und klang ganz heiser. Und plötzlich kam etwas gelaufen — tipptapp, tipptapp —, so wie man in Holzpantoffeln läuft.“

Valek mußte lachen. „Das wär' ja etwas ganz Neues: der Skarbnik in Pantoffeln! Aber weiter!“

„Als es dem Schachte immer näher kam, schrie ich: der Berggeist!“

„Und da schrieen die andern mit“, warf der Steiger grimmig ein, „und Ihr fuhrst schleunigst wieder aus.“

„Ja“, antwortete der Bursche treuherzig.

Nun vermochte Valek nicht länger mehr an sich zu halten.

„So hab' ich mir's gedacht, ganz so“, brauste er auf. „Ein Hasenfuß hat etwas gehört, oder bildet sich ein, etwas gehört zu haben, was ihm nicht recht geheuer scheint, und die anderen — —.“

„Aber wir habens doch alle gehört, Herr Steiger“, rief der Häuer Wrubel entrüstet. „Wir sind ja alle unten gewesen.“

Valek sah ihm ungläubig ins Gesicht.

„Jawohl“, versicherte Wrubel. „Wir meinten erst, die Schlepper wollten sich einen Scherz erlauben. Da aber Schimpfen und Drohen, selbst Ohrfeigen sie nicht wieder hinunterbrachten, fuhren wir selber ein. Ich an der Spitze.“

„Und?“ drängte Valek begierig.

„Und es ging uns nicht anders als den Schleppern. Erst das heisere Lachen, dann das Tipptapp — —.“

Ungläubig schüttelte der Steiger den Kopf. Plötzlich ergriff er eine Grubenlampe. „Mir nach, wer kein Hasenherz ist. Glück auf!“ Und er bestieg die Fahrt. Zögernd folgten Wrubel und einige andere Häuer ihm nach. Die übrigen aber sahen mit Entsetzen das kleine Häuflein in der Einfahrt verschwinden. Einzelne warfen sich in das struppige Gras ringsum und warteten in Bequemlichkeit auf das, was nun geschehen würde.

Der Schacht war nicht tief, und Valek erreichte bald die Sohle. Am Schachtstumpf blieb er stehen und wartete, bis die anderen nachkamen. Die Häuer drückten sich aneinander, keiner wollte der erste sein. Alle aber lauschten mit verhaltenem Atem. Auch der Steiger. Es war ihm doch etwas seltsam zu Mute. Da sich aber nichts regte, kein Laut sich hören ließ, tat er beherzt einige Schritte in den Bau. Er hob die Grubenlampe und leuchtete um sich nach allen Seiten, fand aber nichts Verdächtiges. „Wo ist also der Berggeist?“ flüsterte er zurück. Die Häuer fingen an, sich zu schämen.

Valek aber wagte sich immer weiter vor. Er zweifelte nicht mehr, daß die Schlepper und Häuer ein Opfer der Täuschung geworden waren,

und aus vollem Halse rief er übermütig: „Berggeist, wo bleibst Du? Erscheine, wenn Du da bist?“ Die Häuer erschrafen, daß ihnen die Kniee schlotterten, mehr über die Lästerei, als über den unerwarteten Schrei. Kein Wunder, wenn der Skarbnik dem Spötter plötzlich den Kopf abrisse. Aber auch Valek erschraf. Denn sein Ruf war kaum verhallt, so erscholl wirklich ein eigentümliches heiseres Lachen als Antwort. Tief aus der Strecke kam es und klang so schauerlich, daß ihn eine Gänsehaut überlief. Gab es also doch einen Berggeist? Und nun ging es auch: Tipptapp, tipptapp, genau, wie der junge Schlepper es beschrieben hatte. Unzweifelhaft, das waren Tritte, seltsam trippelnde Schritte, die auf den Brettern daherkamen, welche, um das Schieben der Karren zu erleichtern, in der Strecke lagen. Valek hörte, wie die Häuer hinter ihm die Flucht ergriffen. Er wollte rufen, daß sie bleiben sollten. Aber er brachte keinen Laut aus der Kehle. Die Aufregung schnürte sie ihm zusammen. Sollte er jenen nachfolgen? Dagegen empörte sich sein Stolz. Es half also nichts, er mußte Stand halten. Kam der Skarbnik wirklich, — er wagte kaum noch zu zweifeln —, so konnt' er sich ja schnell platt auf den Boden werfen, damit er über ihm weglief. Im schlimmsten Fall hat er eben um Verzeihung. In welcher Gestalt würd' er wohl erscheinen? Wahrscheinlich als Zwerg mit kleinen Füßen. — Und die Schritte trippelten immer näher, immer lauter. Jetzt — ein Brausen wie Sturmwind pffiff ihm um die Ohren. Er hörte nichts mehr, er sah nur, sah, wie plötzlich in der Finsternis ein Punkt sich bewegte. Und aus dem Punkte, der immer größer ward, schimmerten grün zwei unheimliche Feueraugen, wirre schwarze Bartzotteln hingen darunter, und oben gabelten sich, wie es schien, zwei gewaltige Hörner.

Zähneklappernd starrte Valek die Erscheinung an. Der Berggeist? Nein! Das war der Leibhaftige selber. Heißer giftiger Brodem schlug ihm betäubend ins Gesicht. Da half sicher kein Niederwerfen, kein Bitten, da gab es nur eins: die Flucht. Der Berggeist aber stürzte schnaubend hinter ihm drein. Und als der Steiger die Füße auf die ersten Sprossen der Fahrt setzte, empfing er einen Schlag an die Waden, daß er die Besinnung verlor und von der Leiter sank.

Oben aber standen die Bergleute um die Einfahrt mit verstörten Gesichtern. „Lebendig kommt er nicht wieder!“ sagte der eine. „Nein, der Skarbnik hat ihm längst den Hals umgedreht, wir werden es bald sehen!“ ein anderer. Der dritte sprach: „Er hat's aber nicht besser verdient. Wie oft hat er nicht gepfiffen und geflucht in der Grubel! Das kann der Skarbnik nicht leiden, und heut hat er sich endlich dafür gerächt. So muß es kommen.“ Niemand widersprach. Wrubel aber eilte zum Obersteiger.

Indem hinkte mit Bettelsack und Krückstock ein altes Mütterlein vorüber. „Hab's lang gewußt“, sagte sie, als ihre Neugier befriedigt wurde, „gestern schon, gestern schon. Habt am Sonnabend mal wieder den Schacht nicht ordentlich zugedeckt. Und wie ich vorbeikomm' gestern, was seh' ich? fliegt ein ungeheuer großer, schwarzer Vogel heraus und hat keinen Kopf. Das war der Berggeist. Kommt wieder bald ein Unglück, dacht' ich. Da habt Ihr's. Seid selber daran schuld.“ Während sie langsam davonhumpelte, kam Wrubel mit dem herbeigerufenen Obersteiger in Sicht.

Wrubel mochte den Vorgesetzten genau unterrichtet haben. Keine einzige Frage tat er an die Umherstehenden. Er ließ sich eine Grubenlampe reichen und wandte sich zur Einfahrt. Ein Häuer trat ihm in den Weg und bat ihn, sein Leben nicht aufs Spiel zu setzen. Wrubel gar hielt es für seine Pflicht, mit ihm einzufahren. Der Obersteiger aber wies beide zurück. Da warfen sie alle sich jammernd auf die Erde und beteten für ihn und lauschten dabei ängstlich in den Schacht.

Die Zeit dehnte sich den Bergleuten zur Ewigkeit. Kein Laut drang aus der dunkeln Tiefe. Zwar nur wenige fürchteten, daß der Obersteiger verunglücken würde. Denn er hatte ja nie ein böses Wort wider den Berggeist gesprochen. Aber es beunruhigte sie doch, daß er so lange drunten blieb.

Endlich klangen Tritte. — Sie sprangen auf, und die Neugier riß sie fast in den Schacht. Jeder wollte zuerst hören, ob der Steiger tot sei, oder was sonst mit ihm geschehen. Wie erstaunten sie aber, als er selbst heil und unverletzt aus der Einfahrt stieg! Er war blaß, preßte die Lippen fest zusammen und blickte finster in den Haufen der Gaffer. Scheu wichen sie vor ihm zur Seite. Sie wußten gar nicht, was sie denken sollten. Wie konnte der Scharbnif einen solchen Lasterer am Leben lassen? Und wo war der Obersteiger, der gute Obersteiger? Aber keiner wagte, nach ihm zu fragen.

Es war schließlich auch nicht notwendig. Denn eben kam auch er über Tag. Seine Augen blitzten schalkhaft. Um die Mundwinkel spielten ihm ein paar seltsam zitternde Fältchen. Im übrigen lag der gewohnte Ernst in seinen Zügen.

Den Haspel aufwinden! befahl er. Die Neugier der Bergleute brannte, aber keiner sprach ein Wort.

Indes schnurrt der Förderkübel herauf. Vier dürre Beine, kreuzweis übereinander gelegt und zusammengebunden und schwarze Haarzotteln guckten über den Rand.

„Hier habt Ihr den Berggeist!“ sagte der Obersteiger.

Entsetzt wichen die Bergleute zurück. Der Steiger wandte sich ab. Der Obersteiger aber knotete die Stricke auf, und aus dem Kübel sprang

ein gewaltiger schwarzer Ziegenbock, der mit froh-erstauntem Gemüthe das Sonnenlicht begrüßte.

Die Männer bissen sich verschämt auf die Zunge. Die jungen Burschen aber lachten, soviel sie konnten.

„Vater Isaaks Ziegenbock!“ lachte einer.

„Guckt, er ist noch angeschirrt. Er ist wieder mal durchgegangen“, sagte ein anderer.

„Wär' er nicht in den Schachtsumpf gefallen, er hätt' sich totschlagen müssen“, rief der dritte.

Das Lachen verging ihnen aber, als der Obersteiger fragte: „Wer ist der Schuldige? Wer hatte den Schacht zuzudecken?“

Am nächsten Sonntag machte sich Valek arglos auf den Weg zum alten Isaak, um den Abend in gewohnter Weise in seiner Gastwirtschaft zu feiern. Die Bergleute hatten nie wieder vom „Berggeist“ gesprochen, und er war der Meinung, sie hätten, um sich nicht lächerlich zu machen, auch gegen andre geschwiegen. Als aber das Gasthaus vor ihm aufleuchtete, sah er über der Haustür ein weißes Schild glänzen. Er ahnte nichts Gutes, trat jedoch neugierig näher. — Da grinste der schwarze Kopf eines Ziegenbocks mit gewaltigen Hörnern auf ihn herunter. „Zum“ stand auf der einen Seite, „Berggeist“ auf der andern. „Zum Berggeiste“, murmelte Valek, knirschte mit den Zähnen und ging vorüber.

Umschau.

Oberschlesien im Juli 1904.

Von
B. B.

Das Wetter im Juli. Hitze und Dürre sowie deren Folgen. — Börse und Handel. — Kohlengeschäft. — Versuchsstation zur Untersuchung ober Schlesischer Kohle. Wiedereröffnung der Waterloo-Grube unter dem Namen „Eminenz“. Hildebrand-Schacht. Neues Bergwerk im Janower Walde. Schachtanlage in Makoschau. Steinkohlenbergwerk „Neukonsf. Charlotte und Konsf. Leo“. Fürstlich Pleß'sche Bradegrube. — Wohlfahrtseinrichtungen auf der Radzionka-Grube, Königin Luise-Grube, in den Werken der Königshütte, auf der Hohenzollern-Grube, in Beuthen, auf der Laurahütte. — Kurse zur Ausbildung von Mannschaften zwecks Hilfeleistung bei Unfällen. Gedenkfeier an die Katastrophe im Ficinusschacht. — Oberschlesischer Koks-betrieb. — Oberschlesischer Eisenmarkt. — Fabrikbrand in Königshuld. — 150-jähriges Jubiläum der Königl. Eisenhütte Malapane. — Konsumvereinsgeschäft in Niechowitz der Kattowitzer Eisenbedarfsgesellschaft. — Vermehrung und Verbesserung von Eisenbahnstrecken. Oberschlesische Schmalspurbahn. Kleinbahn Gleiwitz—Rauden—Planitz. Projekt zur Kleinbahn Jülz—Lamsdorf. Fahrordnung für die ober-schlesischen Kleinbahnen. Streckenbereisung. — Schiffsverkehr auf der Oder. — Kaiserin-Elisabethbrücke zwischen Österr.-Ungarn und Preuß.-Koblenz. Regulierung der Rawa und Malapane. Denkstein in Dürrenzendorf zur Erinnerung an die Anwesenheit der Kaiserin in Oberschlesien. — Land- und forstwirtschaft. Jubiläumstierschau in Bauerwitz. Förderung der Obstbaumzucht. — Neubauten in Brynnek. Dreikaiseredek bei Myslowitz. Kirchbau in Michalkowitz. — Anstalt in Beuthen zur Behandlung Nerven- und Herzkranker. — Einweihung

dreier städtischer Neubauten in Königshütte und des Wasserturms in Gleiwitz. Alter Turm in Oppeln. — Kanalisierungsprojekt für Cosel. Verbindung zwischen Bahnhof Kandrzin und Cosel Stadt. Wasserversorgung in Ratibor. Allerlei Kommunales. — Aus der Gesellschaft. Ernennungen, Versetzungen, Auszeichnungen, Belohnungen.

Der Juli brachte uns meist glutvolle Tage mit unerträglicher Hitze und Schwüle. Die Glut träufelte förmlich vom Himmel. Die langanhaltende Hitze hat so recht gezeigt, welch gewaltige Macht die Sonne hat. Vor ihrer sengenden Glut hat man Schutz gesucht im Schatten der Bäume oder in den Wohnungen, in die man nicht unnötigerweise noch mehr Wärme hineingelassen, sondern die Fenster gegen die Sonnenseite fest geschlossen und Marquisen, Rollläden und Vorhänge heruntergelassen hat. Bis zum 24. Juli hielt die Hitze an, ohne daß ein Tropfen Regen gefallen wäre. Seit Menschengedenken hat eine derartige Dürre und Trockenheit nicht geherrscht wie in diesem Frühjahr und Sommer. Recht empfindlich sind aber auch die Folgen einer solchen anormalen Zeit. Kleine Teiche und Bäche trockneten ganz aus, selbst starke Quellen versiegten, so daß an manchen Orten bedenklicher Wassermangel eintrat. Zahlreich waren auch die Brände, welche infolge der Trockenheit großen Schaden an Gebäuden, in Waldungen und auf Feldern anrichteten. Vom 24. Juli ab trat endlich eine kleine Besserung ein, die folgenden Tage brachten etwas Regen, aber auch heftige Unwetter, die durch Blitzschlag und Hagel hier und da schädlich wirkten. Die geringen Niederschläge konnten die schmachtende Erde nur wenig tränken. Seit Ende Juli herrscht wieder die unerträgliche Glut. — Ein reiner Segen, daß in diese heiße Zeit die Sommerferien fielen.

Börse und Handel zeigten während des Monats im ganzen und großen eine ziemlich feste Grundstimmung. In den ersten Tagen des Monats machte die Einförmigkeit im Geschäftsverkehr einer merklichen Regsamkeit Platz; das vorher stark vernachlässigte Bankengebiet wurde besser beachtet, für die Aktien sämtlicher in Betracht kommenden deutschen Institute vollzogen sich Preisbesserungen, auch die Montan- und Hüttenaktien erfreuten sich teilweise günstiger Tendenz. Die Unternehmungslust wurde durch die mit Beginn des Monats in Wirkung getretene Geldflüssigkeit nicht unerheblich befruchtet; die Märkte meldeten feste Notierungen, selbst Petersburg sandte nicht unwesentlich höhere Kurse. Aber nach und nach wurde die Börse geschäftsmüde und ziemlich abgestumpft; ja es kam um die Mitte des Monats sogar vor, daß an

manchem Tage in den tonangebenden Bank- und Industriepapieren so gut wie gar kein Umsatz zu verzeichnen war. Diese trübe Erscheinung kann man wohl mit den Schulferien und der damit zusammenhängenden ausgedehnten flucht der Geschäftswelt nach der Sommerfrische in Verbindung bringen. Einen gewissen Druck auf dem Spekulationsmarkt übten auch die ungünstigen Nachrichten vom ostasiatischen Kriegsschauplatz über die Mißerfolge der russischen Waffen aus. Vom Standpunkte der Börse aus muß jeder Mißerfolg der Russen bedauert werden, denn das herbeigesehnte Ende des Krieges wird in immer weitere Ferne gerückt. An die Reise des Präsidenten des russischen Ministercomités, Herrn von Witte, zum deutschen Reichskanzler nach Norderny knüpfte man Erwartungen für die Börse, die sich aber nicht erfüllten. Der günstige Stand der deutsch-russischen Handelsvertragsverhandlungen übte auf die Kurse einen guten Einfluß aus; so zogen die Laura-Aktien merklich an. Auf dem Kohlenaktienmarkt kam eine Bewegung in Fluß, die kleine Kurserhöhungen zur Folge hatte; im allgemeinen behauptete sich der Preisstand dieser Werte. Die Behelligung fremder Schiffe durch Fahrzeuge der russischen freiwilligenflotte wirkte auf die Börse störend, besonders die „Malakka“-Affaire bildete den Gegenstand des besonderen Interesses der Börsen. Dagegen blieb die Ermordung des russischen Ministers des Innern Plehwe auf die Börsen ohne merklichen Eindruck.

Das Kohलगeschäft in Oberschlesien war im Juli so lustlos wie noch in keinem Jahre. Der obereschlesische Kohlenverband betrug 142 611 Doppelwaggons gegen 153 715 im Vorjahre. Die beträchtliche Minderverladung gegenüber den Vorjahren hat ihren Grund hauptsächlich in dem Wassermangel. In guten Zeiten betrug die tägliche Wasserverladung gegen 50 000 Zentner oder 300 Waggons, d. s. 5 % des täglichen Verbandes. Die landwirtschaftlichen Betriebe, die sonst Kohlen mit der Eisenbahn bezogen, hatten wegen der vorzeitigen Ernte keine Arbeitskräfte zur Anbringung der Kohle. Die Zuckerfabriken zeigten mit Rücksicht auf die fraglichen Aussichten auf die Rübenenernte eine abwartende Stellung. Manche industrielle Unternehmungen waren genötigt, den Betrieb in Folge des Wassermangels auf einige Zeit einzustellen. Und wäre der Beschäftigungsgrad der heimischen Eisenindustrie nicht ein relativ günstiger geblieben, so wäre das obereschlesische Kohलगeschäft noch schlechter geworden. Um die Kohlenbestände nicht noch zu vermehren, mußten die obereschlesischen Kohlengruben feierschichten eintreten lassen. — Ein wichtiges, den obereschlesischen Kohlenbergbau betreffendes Unternehmen ist die Versuchstation zur Untersuchung der Kohle Oberschlesiens bezüglich der chemischen Zusammen-

setzung, des Heizeffekts, der Verbrennungsart, Rauchentwicklung u. s. w. Der oberschlesische Berg- und Hüttenmännische Verein hatte seinerzeit öfter Untersuchungen der oberschlesischen Kohle auf ihre Brauchbarkeit für die deutsche Marine veranlaßt. Nunmehr ist daraus das bedeutsame Unternehmen, die genannte Versuchsstation, entstanden. — Im Jahre 1895 ist der Betrieb des Steinkohlenbergwerks „Waterloo“ eingestellt worden. Jetzt wurde dieses Bergwerk unter dem Namen „Eminenz“ wieder eröffnet; der neu abzuteufende Schacht heißt „Georg“. In Friedrichshütte läßt der preußische Bergfiskus neben dem katholischen Friedhofe ein Bohrloch stoßen; man hofft dort Bleierze und Steinkohlen zu finden. Die Lychandragrube bei Antonienhütte, dem Grafen Schaffgotsch gehörig, muß einem Umbau unterzogen werden, weil sie an Ausdehnung bedeutend zugenommen hat. Auf dem Hildebrandschachte, zur Bergverwaltung Antonienhütte des Grafen von Donnersmark gehörend, wird eine große, der Neuzeit entsprechende Separationsanlage errichtet; der Schacht ist 600 m tief, also der tiefste Oberschlesiens. Die Verwaltung der von Giesche's Erben hat im Janower Walde gegenüber der Agathe-weihe ein neues Bergwerk errichtet; der im Abteufen begriffene Schacht soll den Namen „Karmerschacht“ erhalten. Das Bergwerk hat insofern eine sehr günstige Lage, als die Eisenbahnlinie Schoppinitz—Tichau nur 50 m davon entfernt ist. Die Abteufarbeiten der auf der Makoschauer Schachtanlage niedergebrachten, für den Förderbetrieb bestimmten zwei Schächte sind fast vollendet, über Tage ist bereits mit dem Bau verschiedener Anlagen angefangen worden, ein Maschinen- und Kesselhaus sind im Bau, mit dem Montieren eines eisernen Förderturms nebst Kohlenseparation ist auch schon begonnen worden. Auf dem Steinkohlenbergwerk „Neufons. Charlotte und fons. Leo“ sind bedeutende Erweiterungen der Anlagen über und unter Tage vorgenommen worden; der Karlschacht ist behufs Einführung des Sandversazes völlig umgebaut und mit einer neuen Kohlenseparation versehen worden; der Erbreichschacht wurde 186 m tief nachgeteuf; dort ist eine Sohle gefaßt worden, die abbauwürdige Flöze enthält; der Schreiberschacht hat eine Wasserhaltungsmaschine und zwecks Verbesserung der Wetterverhältnisse eine Ventilatorenanlage erhalten. Auf der fürstlich Pleß'schen Bradegrube wurde zur Feststellung der Lagerungsverhältnisse des Kohls ein Bohrloch gestossen, wobei außer den bereits im Abbau befindlichen Flözen noch einige andere von mehr als 1 Meter Mächtigkeit erhoben wurden.

Die Vereinigte Friedrich-Orzeschegrube zu Orzesche errichtet eine elektrische Zentrale und neue Maschinenhäuser; vorläufig kommen 3 Dampfkessel zur Aufstellung, eine neue Separation wird noch in

diesem Jahre in Betrieb kommen. Mehrere Lokomotiven unter Tage schaffen die Kohlen bis zum Schacht, die Pferde werden nach und nach abgeschafft; die Wohnhäuser für die Beamten und Arbeiter erhalten durchweg Trinkwasserleitung, die Grube liefert sehr gutes Trinkwasser. Der Bahnhof und das Knappschaftslazarett werden voraussichtlich an diese Leitung angeschlossen werden. Die Beamtenwohnhäuser erhalten elektrisches Licht. Die Grubenbeamten sind in die Gräflich Schaffgotsche Pensionskasse aufgenommen worden.

Die Wohlfahrtseinrichtungen auf den oberschlesischen Industriewerken mehren sich. Die kons. Radzionkgrube hat 3 neue Arbeiterwohnhäuser mit je 12 Wohnungen errichtet, von denen jede 2 Zimmer, Küche und Zubehör (Boden, Keller und Schuppen) und außerdem noch ein kleines Gärtchen enthält. Die Belegschaft zählt etwa 1500 Mann, für diese sind nun 40 Arbeiterhäuser mit zusammen 340 Wohnungen in verschiedener Größe für verheiratete und ledige Arbeiter vorhanden; der Mietspreis für eine Familienwohnung beträgt monatlich nur 7—8 Mark. Überdies sind noch 2 Schlafhäuser mit 140 Betten vorhanden; für Miete, Heizung, Beleuchtung, Bettwäsche und Handtücher wird monatlich nur 1 Mark gezahlt. Für diejenigen, die sich selbst beköstigen, steht ein Kochherd unentgeltlich zur Verfügung; ein Mittagbrot mit Fleisch kostet 40 Pf., ohne Fleisch 30 Pf., $\frac{1}{2}$ Liter Kaffee mit Milch und Zucker kostet 6 Pf. Auf einzelnen oberschlesischen Industriewerken ist die Selter- und Limonadenfabrikation eingeführt worden zum Zwecke des Ausschanks an die Arbeiter; diese Wohlfahrtseinrichtung bricht sich immer mehr Bahn. Die Königliche Berginspektion in Zabrze hatte diese Einrichtung bereits in der Königin Luisegrube eingeführt, ebenso die Verwaltung der Königshütte in den Kantinen ihrer Werke; diesem Beispiele sind nun auch andere Verwaltungen gefolgt, z. B. die Gräflich Schaffgotsche Verwaltung auf der Hohenzollerngrube, in Beuthen ist eine alkoholfreie Trinkhalle errichtet worden; die Laurahütter Verwaltung hat eine ähnliche Einrichtung in ihrer dortigen Kantine eingeführt. Der Verbrauch an Selter und Limonade nimmt ständig zu, der Bierverbrauch dagegen ab. Die Eisenbahnverwaltungen beginnen auch schon mit der Aufstellung von Selterapparaten für die Arbeiter ihrer Maschinenwerkstätten. Noch eine Wohlfahrtseinrichtung verdient der Erwähnung. Auf Veranlassung des Oberschlesischen Knappschaftsvereins sind zwecks besserer Ausbildung von Mannschaften in der ersten Hilfeleistung bei Unfällen besondere Kurse, die von den Knappschaftsärzten geleitet werden, eingerichtet worden; die Beteiligung an diesen Kursen seitens der Beamten und Arbeiter ist eine rege. Vornehmlich wird bei der Ausbildung das Anlegen von

Verbänden und die erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen durch den elektrischen Strom berücksichtigt. — Eine schöne Gedenkfeier an die Katastrophe im *ficinusschacht* fand im Zechenhanse desselben statt, wobei durch den Oberberggrat *Palenski* aus Breslau Auszeichnungen an diejenigen Beamten und Bergleute überreicht wurden, die bei dem Grubenunglück, von welchem die Vereinigte Königs- und Laura-Hütte am 26. September v. J. betroffen worden ist, an den Rettungsarbeiten hervorragenden Anteil hatten. Es erhielten: Berggrat *Jaekel* in Kattowitz den Roten Adlerorden 4. Klasse, Bergwerksdirektor *Lück*, Bergassessor *Lieben-eier*, Obersteiger *Novinski*, Oberhauer *Piontek*, sämtlich aus Laura-Hütte, die Rettungsmedaille am Bande, ebenso Hauer *Oles* aus Josefsdorf; außerdem erhielten mehrere Beamte und Arbeiter Belobigungen. — Der oberschlesische Koks-betrieb hat in den Absatzverhältnissen eine kleine Stockung erfahren; es mußte zu vorübergehenden Produktions-einschränkungen geschritten werden, einige Koksgruppen mußten außer Betrieb gesetzt werden; das Nebenproduktengeschäft ließ nichts zu wünschen übrig.

Der oberschlesische Eisenmarkt erfreute sich im Juli eines lebhaften Geschäftsganges. Das Geschäft hat durch die gefestigten Grundlagen des geschlossenen Zusammengehens sämtlicher oberschlesischer Walzwerke einen stetigen, gesunden Boden bekommen. Die Inventurzeit zu Anfang Juli war in diesem Jahre weniger als sonst bemerkbar. Händler und Fabrikanten erteilten reichliche Aufträge auf ihre Walzeisen-abschlüsse zur baldigen Lieferung; die Lager der Walzwerke waren von den gangbaren Sorten geräumt, die Besteller von feiner Handelsware mußten auf mehrere Wochen Lieferungsfristen eingehen. Bestellungen auf gröbere Sorten gingen infolge der regen Bautätigkeit zahlreich ein. Die Beschäftigung in stärkerem Profileisen und in Wellen ist ebenfalls gut verblieben. Für die seither nicht syndizierten Fabrikate wurden erhöhte Preisforderungen gestellt. Für die Auslandsbestellungen wurden nach wie vor die im zweiten Vierteljahre erhöhten Preise gefordert und erzielt; für die dänischen, rumänischen und russischen Aufträge wurden Grundpreise von 107 bis 115 Mark und für entferntere Gebiete 105 Mark pro Tonne ab Werk notiert. Die Ausfuhr hat zwar gegen die vorangegangenen Monate an Umfang zugenommen, ist aber gegen das Vorjahr noch ziemlich eingeschränkt. Das Trägergeschäft blieb weiter lebhaft. In Universaleisen hat der Abruf in dem bisherigen, befriedigenden Umfange angehalten. Schienen wurden flott begehrt, die Preislage ist ziemlich fest. Der Eisenblechmarkt erfreute sich einer guten Stimmung. Auf dem Grobblechmarkt entwickelte sich ein regerer Geschäftsverkehr; auch das Ausfuhrgeschäft, besonders in Qualitäts- und Schiffsblechen, hat sich freundlicher gestaltet.

In feinblechen war der Begehr flott. Die feinblechwerke waren zum großen Teile für Stanz-, Emaillier- und Maschinenfabriken und für das Ausland beschäftigt. Der Walzdrahtmarkt zeigte gleichfalls ein freundliches Bild. Die Drahtstiftfabriken und flechtereien waren gut besetzt, die Umsätze in Walzröhren waren befriedigend. Auf dem Roheisenmarkt traten Änderungen nicht ein; für die nächsten Monate ist die Erzeugung durch Abschlüsse gedeckt. Die Nachfrage nach Gießerei-roheisen war groß. In Halbzeug bestand noch Knappheit.

Von einem Hochfeuer wurde das Hüttenwerk in Königshuld betroffen. Die Gebäude bestanden meist aus Holz, so daß das Feuer darin reichlich Nahrung fand; dem Feuer verfielen die Sensen-, Schaufel- und Scharhütte sowie die Rechenmietwerkstatt und sämtliches Inventar. Das Hüttenwerk ist eine Gründung Friedrichs des Großen, gegenwärtig ist es Eigentum der Gebrüder Freund. — Das 150 jährige Jubiläum feiert die königliche Eisenhütte in Malapane am 20. August. Bergassessor Jenker verfaßte aus diesem Anlaß eine Festschrift. Die Malapaner Hütte ist das älteste, von Friedrich dem Großen im Jahre 1754 vollendete Eisenwerk Oberschlesiens. — Ein großes Konsumgeschäftsgebäude hat die Eisenbahnbedarfsgesellschaft Kattowitz in Niechowitz errichtet; dieses Konsumvereinsgeschäft wird als filiale den schon bestehenden Konsumgenossenschaften der oberschlesischen Bedarfsgesellschaft in Hubertushütte, Lagiewnik und Myslowitz angegliedert.

Der stetig zunehmende Verkehr in Oberschlesien fordert ständig und energisch eine Vermehrung und Verbesserung der Verkehrsmittel. Der Bau der Eisenbahnstrecke Gleiwitz—Emanuelsgen und der Nebenstrecke Morgenroth—Kochlowitz geht rasch seiner Vollendung entgegen. Der Oberbau zwischen Bahnhof Idaweiche und Kochlowitz wird eifrig gefördert, ebenso der Bau des Bahnhofs Idaweiche selbst, dort trifft die Nebenstrecke mit der Hauptstrecke zusammen. Auf dem Bahnhof Idaweiche wird das Schienennetz den Anforderungen des Kreuzungspunktes entsprechend erweitert. Auf der Strecke Kattowitz—Idaweiche sind die beim Legen eines zweiten Gleises infolge Durchbrechens von Gesteinsmassen entstandenen Schwierigkeiten nahezu beseitigt; diese Strecke wird voraussichtlich zum 1. Oktober d. J. zweigleisig in Betrieb kommen. Die Eisenbahnverwaltung beabsichtigt, den Personenbahnhof in Idaweiche zu verlegen, doch sind die Verhandlungen mit der fürstlich Pleß'schen Verwaltung wegen Erwerbs eines Grundstücks im nahen Forst noch nicht beendet. Auf dem Bahnhof Tichau reichen wegen des sich steigenden Verkehrs die vorhandenen Gleise nicht mehr aus, weshalb neue Gleisanlagen projektiert sind. Auf derselben Strecke Kattowitz—Dzieditz ist durch

Einrichtung der Haltestelle bei Kostuchna einem dringenden Bedürfnis entsprochen worden. Auf den Strecken Rybník—Idaweiche, Dzieditz—Idaweiche, Friedrichsgrube—Tichau sind mehrere Bahnwärterwohnhäuser räumlich beschränkt, dieselben werden durch Anbauten vergrößert. Auf dem Bahnhof Niedobschütz, wo die Gleisanlagen nicht ausreichen, sind Gleiserweiterungen vorgesehen. — Vom 1. Juli ab ist der Betrieb auf der bis dahin von dem Transportunternehmer Rudolf Pringsheim in Beuthen O.S. betriebenen Oberschlesischen Schmalspurbahn und den von dem gleichen Zeitpunkte ab in den Besitz des Preussischen Staates übergegangenen, gleichfalls bisher von demselben Unternehmer als Privatanschlußbahn betriebenen Schmalspurbahnstrecken Lassowitzweiche—Georgenberg—Bibiella, Kesselgrube—Rudy-Piekar und Poremba—Redenhütte von der Preussischen Staatseisenbahnverwaltung übernommen worden. Das gesamte Schmalspurnetz ist der Betriebsinspektion II, Maschinen- und Verkehrsinspektion in Beuthen O.S., unterstellt. Auf der Kleinbahnstrecke Gleiwitz—Rauden—Plania ist am 15. Juli die Frühverbindung Rauden—Plania und Plania—Gleiwitz eingeführt worden, doch wird dieselbe wenig benützt. Das Projekt zum Bau einer vollspurigen Kleinbahn von Jülich über Steinau O.S. und Friedland O.S. nach Eamsdorf hat Aussicht auf Verwirklichung. Für die von der Schlesischen Kleinbahn in Oberschlesien betriebenen elektrischen Strecken wurde auf Grund einer neuen Fahrordnung die durchschnittliche Fahrgeschwindigkeit auf bebauten Strecken bis zu 15 Kilometer und auf unbebauten Strecken bzw. eigenem Bahndamm bis zu 25 Kilometer für die Stunde festgesetzt. Die Überschreitung der zulässigen Fahrgeschwindigkeit durch Einholen von Verspätungen ist unstatthaft. Für scharfe Kurven, Weichen, Bahnkreuzungen und Bahnunterführungen sind als höchste zulässige Fahrschnelligkeit fünf Kilometer zugelassen. — Zur Besichtigung von größeren Bauausführungen bereiste Staatssekretär Fieck aus dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten den Eisenbahndirektionsbezirk Kattowitz, besonders die Strecken Kattowitz—Schoppinitz—Myslowitz—Chorzow—Beuthen O.S.—Tarnowitz—Karl-Borsigwerk—Gleiwitz—Kandzsin—Cosel—Oderhafen—Kandzsin—Deutsch-Rasselwitz—Hözenplokzbrücke.

Die Wasserstandsverhältnisse der Oder und der Schiffsverkehr auf derselben waren trostlos; die ununterbrochen anhaltende Dürre hat den Wasserstand derartig reduziert, daß seit 1811 ein solcher Tiefstand nicht vorhanden gewesen ist. Trotz dieses Wassermangels bestand immer noch eine kleine Fahrinne, welche ungefähr $\frac{1}{4}$ Ladung und eine gewisse Bewegungsfreiheit ermöglichte. Die Wasserbauverwaltung war

andauernd bemüht, diese Wasserrinne zu erhalten; doch wurde diese immer schmaler. Ein Ausweichen der sich begegnenden Schiffe war nicht möglich. Der größte Teil der Dampfer konnte überhaupt nicht schwimmen. Mancher Kahn kam heute vorwärts, morgen saß er wieder fest; fortwährend zeigten sich neue Störungen. Eigentlich war der Betrieb völlig zum Stillstand gekommen. Gegen Ende des Monats traten im Stromgebiet der Oder Gewitter mit ziemlich ergiebigen Niederschlägen ein, die aber eine Besserung der Wasserstandsverhältnisse nicht zu bringen vermochten; oberhalb besserte sich zwar der Stand um wenige Zentimeter, doch nur vorübergehend, so daß einige wenige Fahrzeuge kurze Fahrstrecken gebracht werden konnten. Sonst blieb die Situation unverändert, die Schifffahrt lag wieder nach wie vor still. — Sonntag, den 17. Juli, fand die Einweihung der neuerbauten Kaiserin-Elisabethbrücke, welche die beiden Ortschaften Hruschau und Preussisch-Koblau verbindet, statt; diese Feier wurde in festlicher Weise vollzogen. — Der Kawabach soll einheitlich reguliert und planmäßig geräumt werden, das Projekt liegt dem kgl. Ministerium zur Prüfung und Genehmigung vor. Zur Ausführung des Projektes wird die Vereinigung der beteiligten Stadt- und Landgemeinden zu einem Verbandsverbande vorgesehen. Zur Förderung der Angelegenheit fand eine Konferenz des Landrats Dr. Lenz-Beuthen und der Amts- und Gemeindevorstände von Bismarckhütte, Schwientochlowitz und Neu-Heiduck sowie des Vertreters der Stadt Königshütte — Baurat Zacharian — statt und nach der Konferenz eine Begehung der in Betracht kommenden Zuflüsse der Kawa. Auch die Regulierung der Malapane ist geplant. Aus diesem Grunde besichtigte eine aus Mitgliedern des Oberpräsidiums und der Regierung zu Oppeln bestehende Kommission die Malapane, am ersten Tage die Strecke von Czarnowanz bis Turawa, am zweiten von Dossowska bis Jawadzki. Zur Erinnerung an den Besuch unserer Kaiserin im vergangenen Jahre im Überschwemmungsgebiet bei Ziegenhals ist in Dürrkumzendorf ein Denkstein errichtet und am 10. Juli eingeweiht worden. Der Stein ist aus schlesischem Marmor, hat die Form eines Obelisken und ohne Sockel eine Höhe von 2,20 Meter. Er trägt die Inschrift: „Zur Erinnerung an die Anwesenheit der deutschen Kaiserin Augusta Viktoria anlässlich des Hochwassers am 10. August 1903“. Bei der Feier hielt Hauptlehrer Grollmann die Festrede. An die Kaiserin wurde ein Huldigungstelegramm abgeschickt, wofür Ihre Majestät mit dem Wunsche dankte, daß Schlesien in Zukunft vor großen Schädigungen bewahrt bleiben möge, wie sie im vorigen Jahre die Provinz heimgesucht haben.

Die Land- und Forstwirtschaft blickte mit nicht allzuviel Hoffnungen in die Zukunft. Der Mangel an Regen mußte die Befürchtung

aufkommen lassen, daß die andauernde Dürre das Getreide zur Notreife bringen und eine Mißernte im Gefolge haben werde. Auf sandigen und brandigen Stellen ist selbstverständlich fühlbarer Schaden zu verzeichnen. Auf guten Böden aber haben sich Winter- und Sommerfaat überraschend gut und schnell entwickelt; Lagergetreide war fast nirgends zu sehen, das Mähen war daher heuer keine schwere Arbeit, dazu war die Erntearbeit vom Wetter begünstigt. Die Erträge des Roggens und Weizens sind in Oberschlesien zufriedenstellende, auch Gerste und Hafer haben sich hier und da noch leidlich entwickelt; die Kartoffeln sehen im allgemeinen kräftig aus, einzelne Sorten von Frühkartoffeln haben kleine Knollen behalten, Spätkartoffeln dürften noch genügenden Ertrag bringen. Klee und Futtergemenge haben von der herrschenden Dürre sehr stark gelitten, in manchen Gegenden ist der zweite Schnitt ganz ausgeblieben; der Mangel an Grünfutter ist überall groß, daher vermindern sich auch die Erträgnisse an Milch und Butter; das Wiesen gras leidet durch den Mangel an Feuchtigkeit empfindlich, auf die Grummeternte darf man nicht viel Hoffnung setzen. Trotz alledem kann die oberschlesische Landwirtschaft unter Berücksichtigung der wegen der Trockenheit gehegten wirklich geringen Aussichten im ganzen und großen mit den diesjährigen Erträgen doch noch zufrieden sein. — Der landwirtschaftliche Verein Bauerwitz veranstaltete am 20. Juli aus Anlaß seines 25 jährigen Bestehens ein Jubiläumstierschaufest mit Pferderennen und Maschinen- und Gewerbeausstellung. Der Begründer des im Jahre 1878 ins Leben gerufenen Vereins ist der jetzige Landrat des Kreises Cosel, Spiller von Hauenschild, Besitzer des Rittergutes Tscheidt; an der Spitze des Vereins standen nacheinander: Fabrikdirektor Dr. Weiß, Fabrikdirektor Dr. Bittner, Amtsvorsteher Scherholz; seit 10 Jahren leitet den Verein der Beigeordnete Sedlaczek, der für ihn rastlos tätig ist. Die Wirksamkeit des Vereins ist eine segensreiche, die Molkereigenossenschaft Bauerwitz ist eine Gründung des Jubelvereins. Das Jubiläumstierschaufest nahm in allen Teilen einen schönen Verlauf. Als Ehrengäste wohnten dem feste bei: Oberregierungsrat Jürgensen als Vertreter des Regierungspräsidenten, Landrat Dr. Ismer-Leobschütz und Landrat Wellenkamp-Ratibor. — Die Forstleute hatten viel mit der Bekämpfung von Waldbränden zu tun. Wohl in allen Gegenden unseres lieben oberschlesischen Gau es brachen im Juli in den Forsten Brände aus, denen an manchen Stellen recht umfangreiche Flächen, die mit schönem Holz bestanden waren, zum Opfer fielen. Diese Waldbrände sind teils durch menschliche Unvorsichtigkeit, teils durch aus den Lokomotiven ausgestoßene Funken entstanden, manchmal mag auch böswillige Brandlegung vorgelegen haben. Wohl noch in keinem Jahre seit Menschengedenken mußte der Forstmann so auf

der Hut vor Waldbränden sein als in diesem Jahre. — Die Obstbaumzucht erfährt in Oberschlesien eine fortgesetzte Förderung seitens der maßgebenden Kreise. Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten hat den Königlichen Regierungen einen namhaften Betrag zwecks Förderung der Obstbaumzucht zur Beschaffung von Obstbäumen und deren unentgeltlichen Abgabe an Volksschullehrer zur Verfügung gestellt. Die Lehrer haben die Bäume gut zu pflegen und die Anlagen zur Belehrung weiterer Kreise, besonders der Schulkinder, nutzbar zu machen.

Oberschlesien wird an schönen Bauwerken immer reicher. Daß Graf Hugo Henckel von Donnersmarck in Brynnel bei Tworog ein großartiges Schloß bauen läßt, haben wir bereits in der Umschau des vorigen Monats hervorgehoben; außer dem Schloß werden dort neue Dominiälgebäude und Förstereien gebaut. Die Ausführung ist dem Baumeister Nikisch-Beuthen übertragen worden, der mehr als 100 fremde Maurer beschäftigt, die in eigens dazu errichteten Baracken untergebracht sind. Zur Beföstigung der vielen fremden Handwerker wird an das Gasthaus in Brynnel ein geräumiger Speisesaal angebaut. — Die Dreikaiserecke bei Myslowitz übt eine große Anziehungskraft auf die Ausflügler aus; doch ist mancher Besucher beim Anblick des denkwürdigen Punktes enttäuscht, da dieser jeglichen äußeren Schmuckes entbehrt. Die über den österreichischen Grenzfluß erbaute Fußgängerbrücke weist wenigstens einigermassen architektonischen Reiz auf. Nun soll an dieser historischen Stätte, wo sich drei Kaiserreiche die Hand reichen, ein Bismarckdenkmal errichtet werden. Das Denkmal, mit dessen Bau wohl bald begonnen werden wird, soll so aufgestellt werden, daß das Antlitz Bismarcks beobachtend den beiden Nachbarreichen zugewendet ist, während die Breitseite sich gleichsam schützend gegen die deutschen Gaue erhebt. — In der neuen Kirche zu Michalkowitz, auf die wir gleichfalls in der vorigen Umschau hingewiesen haben, wurden am 10. Juli die neuen Glocken feierlich eingeweiht, wobei Kaplan Piegsa-Siemianowitz die Predigt hielt. Die neuen Glocken haben ein Gesamtgewicht von 72 Zentner, die große Glocke allein ist 42 Zentner schwer. — In Beuthen hat der Nervenarzt Hayn ein stattliches Gebäude aufbauen lassen, welches zur Behandlung von Nerven- und Herzkranken bestimmt ist. Die Anstalt macht schon äußerlich einen freundlichen Eindruck, entspricht aber auch im Innern allen Anforderungen moderner Krankenbehandlung; in den Badezimmern kommen alle Arten von Wasserkuren und Massage zur Anwendung, außerdem besitzt die Anstalt ein vollständiges Instrumentarium für jede elektrische Anwendung, eine Einrichtung für Luft- und Sonnenbäder für Herren und Damen. — In der Stadt Königshütte sind drei höchst notwendige Bauten

fertig gestellt worden, eine neue große Volksschule, ein neues Krankenhaus und ein Alters- und Kinderheim. Nicht luxuriös, aber praktisch und bequem sind die drei Bauten ausgeführt, deren feierliche Einweihung in Anwesenheit des Oberpräsidenten von Schlesien Grafen von Zedlitz-Trübschler stattfand, der vom Oberregierungsrat Jürgensen und Regierungs- und Medizinalrat Dr. Abel aus Oppeln begleitet war. Erster Bürgermeister Stolle hielt die Festrede. Leitender Arzt des Krankenhauses ist der zum Sanitätsrat ernannte Dr. Glowalla. — Die Stadt Gleiwitz hat, gedrängt durch den stetig steigenden Wasserbedarf, eine eigene Wasserleitung errichtet und einen Wasserturm mit Reservoir erbaut. Der neue Wasserturm dürfte der größte Oberschlesiens sein; bei der feierlichen Einweihungsfeier am 9. Juli hielt Erster Bürgermeister Menzel die Festrede. — Ein altes Bauwerk von lokalhistorischem Wert wäre beinahe in Oppeln abgebrochen worden. Der alte Turm und ein Teil der alten Stadtmauer an der Mauerstraße wurden restaurierungsbedürftig. Als die Stadtväter über die Bewilligung der zur Restaurierung erforderlichen Summe berieten, sprach sich ein großer Teil für den Abbruch des alten Bauwerks aus; schließlich aber siegte doch das lokalgeschichtliche Interesse der Oppelner Stadtverordneten, welche die Erhaltung des Turmes beschlossen.

Auf kommunalem Gebiete hat die Stadt Cosel zwei wichtige Beschlüsse gefaßt; es wurde der erforderliche Betrag für die Herstellung eines prüfungsfähigen Kanalisationsentwurfs und Erläuterungsberichts für technische Berechnungen und für den Kostenanschlag bewilligt; ferner wurde die Genehmigung erteilt zur Einrichtung einer gleislosen elektrischen Eisenbahn nach dem Stadtbahnhof, der Hafenvorstadt und nach Kandrzin. So dürfte denn die langersehnte Verbindung zwischen Bahnhof Kandrzin und Cosel Stadt in Kürze hergestellt sein. — Der Stadt Ratibor bereitet die Wasserversorgung ständig Kalamitäten, deshalb sind die städtischen Behörden der Frage einer Grundwasserversorgung näher getreten. Die bisherigen Bohrarbeiten lassen eine reichliche Versorgung mit guten Trinkwasser erhoffen. Die Stadt Kattowitz wurde mit rückwirkender Kraft bis zum 1. April d. J. in die I. Servisklasse versetzt. Am 14. Juli wählte die Kattowitzer Stadtverordnetenversammlung zum zweiten Bürgermeister, an die Stelle des in den Ruhestand getretenen Bürgermeister Kosch, den Staatsanwalt Neugebauer aus Beuthen OS.; 1896 wurde Neugebauer zum Gerichtsassessor ernannt, über drei Jahre ist er Staatsanwalt in Beuthen. In Klein-Zabrze blickte am 1. Juli d. J. der Spediteur Pollak auf eine 30jährige Amtstätigkeit als Gemeindegeldbesorger zurück; Gemeindevorsteher Bessert benutzte diesen Anlaß zu einer

Ehrung des Jubilars, dessen Verdienste er gebührend hervorhob. Dem Beispiel anderer Kommunen folgend, errichtet auch Klein-Zabrze an Straßen und Plätzen, wo angängig, öffentliche Trinkanstalten in Form von geschmackvollen Brunnen. Der Kreistag von Rybnik beschloß einstimmig, den bisherigen Verweser des Landratsamtes Regierungsassessor Lentz, bei der Regierung als Landrat für den Kreis Rybnik in Vorschlag zu bringen.

In der Gesellschaft Oberschlesiens hat der Tod verschiedene Lücken gerissen. Am 9. Juli starb in Groß-Hoschütz die Oberstleutnantswitwe Franziska freifrau von Pillersdorf, geb. Reichsgräfin Kolowrat-Krakowsky, im Alter von 69 Jahren. In Ratibor starb Oberst z. D. von Heyne nach langem Leiden im Alter von 78 Jahren; er hat sich wegen seiner Geradheit und seines schlichten Wesens allgemeiner Hochachtung erfreut. Ferner sind gestorben: Viktor Stanislaus Apoloni, Erzpriester ad hon., emer. Pfarrer von Porzau, Komorant in Gleiwitz; Anton Hein, fürstbischöflicher Kommissarius, Erzpriester und Stadtpfarrer von Grottkau, Ludwig Penschior, Pfarradministrator von Thule, Arch. Bodland. Am 13. August starb in Gastein Frau Kommerzienrat Kollmann aus Bismarckhütte. — Von bemerkenswerten Ernennungen und Versetzungen sind zu verzeichnen: Rechtsanwalt Hildebrand in Ratibor wurde zum Justizrat ernannt, Bergwerksdirektor Fiebig in Zabrze zum Bergrat; dem Oberpostinspektor Jugelt, der von Darmstadt nach Oppeln versetzt worden ist, wurde die Verwaltung einer Stelle als Postrat übertragen. Regierungsassessor Dr. jur. Trappenberg wurde dem Landratsamte Leobschütz zur Beschäftigung überwiesen. Kgl. Forstmeister von Ehrenstein in Grudschütz bei Oppeln schied aus dem Amt, an seine Stelle wurde der Kgl. Oberförster Albert Eusig als Forstmeister berufen. Der kommissarische Obergrenzkontrolleur Regierungsassessor Dr. Meyer ist von Myslowitz nach Stettin versetzt und an seine Stelle der Gerichtsassessor Dr. Steinkopf aus Cöln berufen worden. Gerichtsassessor Dr. Germer in Myslowitz wurde zum Amtsrichter ernannt, Gerichtsassessor Lenzemberger bei der Staatsanwaltschaft in Ratibor zum Staatsanwalt, Seminarlehrer Bruhn in Jülz zum Kreisschulinspektor unter Versetzung nach Tuchel in Westpreußen, Seminarlehrer Volkmer in Ziegenhals zum Vorsteher der Kgl. Präparandenanstalt daselbst; versetzt wurden: Seminarlehrer Kempinski von Proskau nach Jülz, die Kapläne Piecha von Landsberg O.-S. nach Wiese-Pauliner, Gottwald in Wiese-Pauliner nach Meszkirch, Rudzki in Meszkirch nach Bokanowitz, Friedrich in Bokanowitz als Lokalkaplan nach Kotschanowitz. Das 50 jährige Priesterjubiläum feierte am 4. Juli der Pfarrer von Katscher, Geistl. Rat und

Kanonikus Sterz; er wurde bei diesem Anlasse mit dem Kronenorden 3. Klasse ausgezeichnet; denselben Orden erhielt emer. Erzpriester Pfarrer Johannes Skarplik in Seichwitz, Kreis Rosenberg. Der Rote Adlerorden 4. Klasse wurde verliehen dem Rittergutsbesitzer Ökonomierat Müller in Stanowitz, Kreis Rybnik, dem Pfarrer Langner in Kunzendorf, Kreis Neustadt, dem Kommerzienrat Pinkus in Neustadt, dem Pfarrer Ruffel in Rachowitz, Kreis Glewitz, dem Pfarrer Korus in Eintrachthütte, dem Pfarrer Wollny in Zelosno, Kreis Oppeln, dem Hegemeister Nifl in Poppelau, Kreis Oppeln. Der Kronenorden 4. Klasse wurde verliehen: dem Klasseninspektor Przybilski in Borstigwerk, dem Wirtschaftsinspektor Meyer in Polanowitz, Kreis Kreuzburg. Dem Lehrer Kasper in Neisse wurde der Adler der Inhaber des Hausordens von Hohenzollern verliehen, das Kreuz zum Allgemeinen Ehrenzeichen dem Malermeister Satory in Pless, das Allgemeine Ehrenzeichen dem Schuhmachermeister Kubitzki in Pless, dem berittenen Gendarm Müller X. in Gogolin, dem Arbeiter Viktor in Roswadze, dem Bauführer Priemer in Beuthen, dem Walzmeister Lück in Laurahütte, dem Arbeiter Kauf in Deschowitz, dem Kreischauauffseher Jaruba in Zabelkau, dem Arbeiter Fysguth in Deschowitz und dem Arbeiter Soika in Jeschona, Kreis Groß-Strehlitz. Die Rettungsmedaille am Bande erhielt der Werfführer Goldmann in Schönwalde, Kreis Neisse; eine Belohnung von je 30 Mark für Lebensrettung haben empfangen der Schuhmacher Schubert in Neustadt, der Gastwirt Neugebauer in Bleischwitz, Kreis Leobschütz, der Hausbesitzer und Werkinvalide Garczosz in Alt-Jabrze.

Chronik.

4. **Juli.** Das dem Breslauer Domstift bis dahin gehörige Gut Chorzow ist in den Besitz des Kgl. Preussischen Bergfiskus übergegangen.
12. **Juli.** Einweihung eines Armenhauses, eines Krankenhauses und eines Schulgebäudes in Königshütte O.-S.
14. **Juli.** Die Stadtverordneten von Kattowitz wählen den Staatsanwalt Nengebauer aus Bentzen O.-S. zum zweiten Bürgermeister.
15. **Juli.** Die Stadtverordneten in Cosel bewilligen aus den Überschüssen der Kämmererkasse 2200 Mark für das Projekt einer Kanalisationsanlage.
-

Redaktion Dr. E. Zivier, Pleß O.-S.

Druck und Verlag von Gebrüder Böhm, Buch- und Steindruckerei, Kattowitz O.-S.

Inseraten-Anhang der Zeitschrift „Oberschlesien“

3. Jahrg.

Inserations-Gebühren: 50 Pfg. für die 60 mm breite Nonpareille-Zeile oder deren Raum. Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt. — Zeilagen nach besonderem Übereinkommen.

Heft 5.

Ia. Mineralschmieröle Ia. Putzöle Ia. consistentes Maschinenfett

eigener
Fabrikation

empfehlen und steht mit bemusterter Offerte gern zu Diensten

Mineralölraffinerie Idaweiche

G. m. b. H.

Idaweiche O.-S.

Verlag von Gebrüder Böhm, Kattowitz.

In obigem Verlage erschien:

Heimatluft und Jugendglück.

Gedichte

von

Paul Drechsler.

Preis eleg. gebd. mit Goldschnitt Mk. 2,50.

Der Verfasser, welcher in weiten Kreisen als Erforscher schlesischen Volkstums rühmlich bekannt ist, hat es verstanden, in seinen Dichtungen Töne anzuschlagen, die jedem Schlesier vertraut klingen werden und geeignet sein dürften, ihm Bilder des eigenen Jugendglückes und unserer Heimat in leuchtenden Farben vor die Augen zu führen.

Rheinweinkellerei

(unter
Garantie)

Mainz, Feldbergstr. 9, L. Hill.

versendet in Fässer und
Flaschen von 50 Pfg. an
pro Liter und Flasche

Für den jetzt vollständig vorliegenden II. Jahrgang unserer Zeitschrift „Oberschlesien“ haben wir wiederum eine elegante

**Original-
Einbanddecke**

anfertigen lassen, die den Abonnenten zum Preise von **M. 1.25** — einschließlich Porto **M. 1.35** — zur Verfügung steht. Zu dem I. Jahrgang ist die Einbanddecke ebenfalls vorrätig und zu gleichem Preise erhältlich.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, event. direkt durch die Verlagsbuchhandlung von

Gebrüder Böhm
Kattowitz O.-S.

